universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Tirolensia

Zingerle, Anton

Innsbruck, 1898

urn:nbn:at:at-ubi:2-3337

Tirolensia.

Beiträge zur Volks- und Landeskunde Tirols

von

Dr. Anton Zingerle.

Institut für Deutsche Philologie, Universität Innsbruck

13764/III-3078
Aus der Bibliothek
Karl Paulin

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1898.

UB Innsbruck
+C72271503

50212419

Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei in Innsbruck.

Meinem lieben Freunde

Dr. Ludwig von Hörmann

Director der k. k. Universitätsbibliothek

gewidmet.

Vorwort.

Kurz ſoll dasſelbe ſein, namentlich bei einem ſolchen Büchlein. Einen guten Theil der folgenden Aufſätze könnte ich wol als „Kinder der Mußeſtunden“ bezeichnen. Als einem treuen Sohne meines Heimatlandes war es mir ſchon ſeit meiner Jugendzeit eine liebe Erholung, hie und da die ſtrengen Arbeiten meines eigentlichen Fachgebietes durch kleine „Tirolenſien“ zu unterbrechen, welche weit zerſtreut in verſchiedenen Zeitſchriften und Feſtgaben veröffentlicht wurden. Die Mahnung lieber Freunde, doch auch dieſe Kinder einmal zu einem Kreiſe zu verſammeln und die Lockung, dabei manche ſchöne Erinnerung wieder wachzurufen, reiften endlich den Entſchluſs, in dieſen Ferien Erholungsſtunden, durch welche bisweilen eine ſchwierige Liviusarbeit unterbrochen werden muſste, der Zuſammenſtellung der vorliegenden Auswahl zu widmen. Die Schrift über Dom- und Stiftſchulen Tirols im Mittelalter habe ich nicht aufgenommen, weil ſie ſchon als Rectorsrede in demſelben

Verlage 1896 in ſchöner Ausſtattung erſchienen war. Ich fügte den einzelnen Partieen das Jahr der Entſtehung, manchmal, wo es paſſend ſchien, nachträgliche Bemerkungen, oder, wie namentlich beim „berühmten Elephanten“ und bei den Sagenvergleichen, nicht unbeträchtliche Ergänzungen bei. Wenn das Büchlein dazu beitragen würde, Freunden des lieben Heimatlandes eine angenehme Stunde zu bereiten, vielleicht manche derſelben auch zu weiterer Forſchung über einzelne Gebiete anzuregen, ſo wäre mein Wunſch erfüllt.

Innsbruck, am St. Michaelstag 1898.

A. B.

Inhalt.

		Seite
1.	Aus dem Ferſina-Thale (1870, 1872) . . .	1
2.	Das Paſſeierthal und ſeine Bewohner (1865) .	34
3.	Aus dem Jahre der Enthüllung des Hofer-Denkmales auf dem Berg Iſel (1893). [I. Volksſchauſpiele in Meran. II. Oberſt v. Ditfurth und ſein Enkel] .	49
4.	Zur Majafrage (1894, 1898)	55
5.	Erinnerungsblatt für Prof. Cöleſtin Stampfer, den Geſchichtſchreiber der Stadt Meran (1895) . .	69
6.	Egart und Oberhaus bei Meran (1880) . .	74
7.	Ein Ausflug in's Naifthal bei Meran (1864) .	87
8.	Erinnerungen aus dem Cholerajahre 1836 (1893) .	100
9.	Aus dem Eiſackthale (1893, 1895). [I. Ein berühmter Elephant. II. Beim „Kobacher" in Villanders] .	114
10.	Ueber Berührungen tiroliſcher Sagen mit antiken (1894)	119
11.	Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen (1893)	138

Aus dem Fersina-Thale.

I.

(1870, 1872.)

Daſs das deutſche Element im Süden ſich einſt viel weiter erſtreckte und erſt allmälich, zum Theile auch noch in jüngſter Zeit, durch das romaniſche zurückgedrängt wurde, iſt eine Thatſache, auf die man ſchon früher manchmal aufmerkſam wurde, die auch ſeit den Dreißiger-Jahren in verſchiedenen Schriften zum Ausdrucke kam, die man aber als eine ſo ziemlich gleichgiltige Angelegenheit wenig zu beachten pflegte. Erſt als das Nationalitäten-Princip ſich ernſtlich geltend zu machen anfieng und als infolgedeſſen die Lombardie an Italien gekommen war und aus demſelben Grunde auch ſchon von mancher Seite die politiſche Trennung der alten Felſenburg Tirol ernſtlich angeregt wurde, fing man an, die ganze Tragweite und Bedeutung der Frage eingehender zu erwägen. Da muſsten auch alle Diejenigen, denen man Romanenhaſs gewiſs nicht zum

Vorwurfe machen kann, die im Gegentheile eine ſo gebildete Nation wie die italieniſche achten und ſchätzen, allmälich auf ein Mittel denken, wie die gefährdete Einheit des Landes und die Verknüpfung mit dem Hauſe Oeſterreich aufrecht erhalten werden könne.

Und was lag da näher als der Gedanke an das einſtige friedliche Zuſammenleben der beiden Nationen im Lande, das den alten Völkerpaſs nicht weniger zierte und intereſſant machte, als der nordiſche Bergesrieſe, der hier auf die ſüdlichen Rebgelände freundlich herabblickt? — was lag näher als die Rückerinnerung an jene Zeiten, in denen man gegenſeitige Ausſchließung und Anfeindung noch ſo wenig kannte, daſs der Deutſche und Italiener brüderlich vereint zum Schutze des bedrohten Landes ins Feld zogen, in denen es für Jeden als Ehrenſache galt, beider Landesſprachen mächtig zu ſein und in denen man eben infolgedeſſen auch noch die Wiſſenſchaft ſo ſehr als Gemeingut und Zierde des Geſammtvaterlandes betrachtete, daſs Männer, wie der bekannte Archäologe Podeſtà Benedict Graf Giovanelli, ſich bei ihren Arbeiten ohneweiters bald der einen, bald der anderen Landesſprache bedienten? Zur Wiederanbahnung eines ſo ſchönen Verhältniſſes bot ſich aber ſicher kein anderer Weg, als gewiſſenhafter Schutz des Beſtehenden und endliche Verhinderung eines noch weiteren und allzuſtarken Vordringens des romaniſchen Elementes im ſüdlichen Landestheile, da ja gerade dieſes in den letzten Jahren jene bedauerliche Spannung weſentlich genährt hatte und eine Art von Racenzwiſt im Lande in Ausſicht ſtellte. Daſs zu dieſem Behufe

den deutschen Schulen an der Sprachgrenze und in den Sprachinseln eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden müsse, lag auf der Hand.

Schulrath Stimpel, damals Landes-Schulinspector in Tirol, hat das Verdienst, dass er zuerst die h. Regierung auf die deutschen Gemeinden in Luserna und Palai aufmerksam machte, die, obwol ringsum vom italienischen Idiom umtönt und trotz der italienischen Schule und Seelsorge, so lange und zähe an ihrer deutschen Mundart festgehalten hatten. Diese Gemeinden erhielten auf ihren Wunsch sogleich deutsche Seelsorger und Lehrer. Nicht lange nachher bildete sich in Innsbruck ein Comité zur Unterstützung der deutschen Schulen in Wälschtirol und an der Sprachgrenze, das sich Hebung der diesbezüglichen Schulen durch Vertheilung von Büchern und Lehrmitteln und Ausbildung geeigneter Lehrkräfte zur Aufgabe machte. Schon der erste Aufruf desselben trug erfreuliche Früchte, es flossen Beiträge diesseits und jenseits der Grenzpfähle und Lehrer und Schüler wurden durch diese Theilnahme zu immer regerem Eifer angespornt. Bald verlangten auch andere Gemeinden, die sich in ähnlichen Verhältnissen befanden, wie die früher erwähnten, nach deutschen Schulen, und ihrem Verlangen wurde von der Regierung in gerechter Würdigung der Sache bereitwillig entsprochen. Große Verdienste haben sich in dieser Beziehung der Referent Statthaltereirath Josef v. Erhart und der Landesschulinspector Chr. Schneller erworben.

Bei solcher Lage der Dinge ist es Pflicht eines jeden Gutgesinnten, der Gelegenheit hatte, jene Gemeinden und

ihre Schulen zu besuchen, seine Erfahrungen in die Oeffentlichkeit zu bringen, um so einerseits denjenigen, welche sich bereits am edlen Werke betheiligten, durch Stillung ihrer Wissbegierde den schuldigen Tribut des Dankes zu entrichten und andererseits dem wichtigen Unternehmen neue Theilnehmer zuzuführen. Dieser billigen Forderung möchte auch ich hiemit gerecht werden, nachdem ich in meiner Eigenschaft als Schulinspector mehrere Tage bei jenen deutschen Brüdern verlebte und mir einen Einblick in ihre Schulen sowol, als in ihre Lebens- und Familienverhältnisse verschaffen konnte.

Ich beschränke aber für diesmal meinen Bericht auf die Gemeinden Gereut (Frassilongo) und Aichleit (Roveda), um über sie mit einiger Ausführlichkeit zu sprechen, da sie erst vor Kurzem die deutsche Schule wieder erhielten und darum weit weniger bekannt sind, als die übrigen.

Die beiden genannten Gemeinden liegen hinter Pergine*), in jenem Thale, das von Einigen nach dem Wildbache, von dem es durchwühlt wird, Fersinathal, von Anderen nach einem dort liegenden Dorfe Canezzathal genannt wird, das wir aber unbedenklich Mochenithal heißen wollen, mit welchem Namen es auch von den Umwohnern ganz vorzüglich bezeichnet zu werden scheint. Der vielbesprochene Name „Mocheni" ist, mag seine Ableitung auch vielleicht noch zweifelhaft sein, in der That nichts Anderes, als eine im Munde

*) Marktflecken, 2 Stunden von Trient, im Valsugana (Südtirol).

der italieniſch ſprechenden Bevölkerung übliche Bezeichnung für die in der Nähe oder im Lande ſelbſt wohnenden Deutſchen; werden ja doch nach mir zugekommenen verbürgten Nachrichten ſelbſt die Bauern des ganz deutſchen Eggenthales bei Bozen von den benachbarten italieniſchen Bewohnern des Thales Faſſa „Mocheni“ genannt! Welchen paſſenderen Namen könnten wir alſo dem in Rede ſtehenden Thale geben, in dem einſt überall die deutſchen Töne erklangen, und in dem ſich dieſelben trotz aller Hinderniſſe zähe bis auf den heutigen Tag erhalten haben?

Gereut liegt 1½ Stunden von Pergine entfernt, auf dem Mittelgebirge in einem wahren Obſtbaumwalde. Ich konnte die Reize der Gegend freilich nur ahnen, da ich im Hochwinter, am 21. Dezember 1869, auf ſchneebedeckten Wegen hinanſtieg; aber trotz alledem kam mir die ganze Umgebung doch ſo recht heimatlich deutſch vor, daſs ich mich unwillkürlich an das höhere Mittelgebirge meiner Vaterſtadt Meran erinnerte. Iſt es ſchon im Winter ſo, wie lieblich muſs es dann erſt im Sommer auf dieſer Höhe ſein, dachte ich, und war verſucht mit dem Dichter zu wünſchen:

Der Himmel iſt ſo hell und blau,
O wäre die Erde grün!
Der Wind iſt ſcharf, o wär' er lau!
Es ſchimmert der Schnee, o wär' es Thau!
O wäre die Erde grün!

Die Häuſer von Gereut ſind zerſtreut, wie faſt überall in dieſen Berggemeinden. Eines der erſten, welches uns nach Gewinnung der Anhöhe begegnet, iſt

das des Gemeindevorſtehers Hofer; hier trat ich mit meinem Begleiter Thomaſeth, dem freundlichen und gebildeten Curaten des Ortes, ein, um mich dem Oberhaupte der deutſchen Brüder vorzuſtellen. In einem warmen Stübchen, das zugleich die Kanzlei vertrat, trafen wir den ehrwürdigen Alten. Kaum waren die erſten Worte gewechſelt, ſo war das Geſpräch ſchon im vollen Gange, und flugs ſtand auch eine Flaſche mit ächtem alten Branntweine auf dem Tiſche, die nach guter deutſcher Sitte ohne Gläſergebrauch die Runde machte und die erkälteten Wanderer neu belebte. Einfachheit in Lebensmitteln, Einrichtung und Kleidung iſt ein Hauptzug im Charakter dieſes guten Völkleins, den ich ſchon hier in der Wohnung des Bürgermeiſters ſattſam beobachten konnte. Ein Schluck Branntwein, den ſie für außerordentliche Gelegenheiten aufbewahren, oder eine Schale friſcher Milch, das iſt das Einzige, womit ſie den lieben Gaſt bewirten können; Gläſer ſind in der Regel ſo wenig im Gebrauch als bisher die Uhren, von denen erſt vor Kurzem die erſte Sendung nach Gerent geliefert wurde. Die Wohnung des Gemeindevorſtehers unterſcheidet ſich von den übrigen größtentheils nur dadurch, daſs er auch noch ein beſonderes geheiztes Stübchen hat, während ſonſt gewöhnlich die ganze Familie in der Küche ihren Wohnplatz aufſchlägt. Selbſt die Kranken muſs man, wie mir der Seelſorger ſagte, in der Nähe des Herdes aufſuchen.

Im trauten Kämmerlein des Vorſtehers von Gerent hörte ich nun zum erſten Male die Töne des ehrwürdigen Mochenidialektes aus dem Munde eines Einge-

borenen. Ich war um ſo neugieriger auf die Sprache der Gemeinden auf dieſer Seite des Thales, einerſeits, da dieſelbe noch ſo wenig bekannt iſt, andrerſeits, weil Manche, denen die deutſchen Schulen ein Dorn im Auge ſind, gerade von dieſen Dörfern ganz vorzugsweiſe behaupten wollen, ſie ſeien ſchon italieniſiert, und ihre Sprache einem Deutſchen kaum verſtändlich. Es koſtet jedoch ziemliche Mühe, bis man die guten Leute dazu bringt, in ihrer eigentlichen Mundart zu ſprechen, was wol daher kommen mag, daſs ſie ſo oft den Spott der Umwohnenden hören müſſen. Als ich mir das Vertrauen vollſtändig gewonnen hatte und dieſe Klänge hörte, wie war ich überraſcht über den verhältnismäßig geringen Einfluſs, den das fremde Element trotz der nächſten Nähe und trotz der Länge der Zeit auf dieſen deutſchen Dialekt auszuüben vermocht hatte! Wahre Muſik iſt es für ein deutſches Ohr, wenn es hier mitten im wälſchen Lande manchmal noch die vollen Laute unſerer alten Sprache vernimmt und ſich überzeugen kann, daſs es noch heutzutage ebenſo iſt, wie vor 32 Jahren, als Beda Weber über unſere Gemeinden ſchrieb, „daſs ſie die deutſche Mutterſprache bewahren und daheim ausſchließlich als theures Erbgut der Väter in alten kräftigen Formen üben.“ Gott ſei Dank, daſs dieſe biederen Männer ſo zähe an ihrem Erbgut hielten, und daſs uns, die wir uns wieder an ſie erinnerten, noch nicht das Wort entgegendonnert: „Zurück, es iſt zu ſpät.“

Es wäre von mir unverantwortlich, wollte ich, nachdem ich die Neugierde der theilnehmenden Leſer auf

einen gewiſſen Grad geſpannt, weiter gehen, ohne wenigſtens einzelne Proben von meiner Sammlung über die Mundart gegeben zu haben. Ich ſtelle daher gleich hier einige in der kürzeſten Form zuſammen.

Was vorerſt die Vocalverhältniſſe anbelangt, ſo iſt zu bemerken, daſs dieſelben im Ganzen und Großen mit jenen des Dialektes in Luſerna viele Aehnlichkeit haben. Man ſagt z. B. auch hier hait (heute), eard (Erde), fleug (Fliege), veur (Feuer), diarn (Mädchen), poan (Bein), proat (Brod) u. ſ. w. Vgl. J. V. Zingerle, Luſerniſches Wörterbuch S. 9 und 10.

Die Hauptausnahme jedoch, die hier verzeichnet werden muſs, bezieht ſich auf den Laut A. Derſelbe wird nämlich in der Mundart dieſer Gemeinden, wie vielfach in Tirol und ganz beſonders im Burggrafenamte, ſehr gerne verdumpft, während er in Luſerna im geraden Gegenſatze meiſt rein und hell klingt. Der Gereuter ſpricht alſo z. B. hås (der Haſe), glås (das Glas) u. dgl. Vgl. A. Maiſter, Vocalverhältniſſe des Burggrafenamtes S. 5. Zingerle Luſ. Wbch. S. 9. Ueberhaupt hat A hier ſchon ſehr viel Boden verloren und ſpielt eine bei weitem geringere Rolle als in Luſerna. A für e wird wol kaum gefunden werden und in Flexions- und Bildungsſilben begegnet es ſehr ſelten. Dieſe Verwandtſchaft der zwei Dialekte im Allgemeinen mit einigen, oft nicht unbedeutenden Ausnahmen im Einzelnen, wie ſie ſich in der Lautlehre darſtellt, ließe ſich auch durch die Formenlehre und den ganzen Wortſchatz verfolgen, — eine ſehr natürliche Erſcheinung, da alle dieſe Gemeinden einſt wol zweifellos einem und dem-

ſelben weit verzweigten Stamme angehörten (vgl. Fr. v. Attlmayr in der Ferdinandeums-Zeitſchrift 1865), ſpäter aber, als ſie Oaſen deutſcher Zunge geworden, ſich ſelbſt und den am nächſten liegenden Einflüſſen überlaſſen blieben.

Ich ſtelle zum Beweiſe des Geſagten aus der Formenlehre nur das Präſens des Hilfsverbums haben beiſpielsweiſe hier zuſammen:

Luserna.	Gareit.
i habe, i han	i hon
du hast	du host
er hat	er hot
wiar hab'n, hâm	wir hob'n
ir ande hât	ir hôt
sê hab'n	sei hob'n

Das Intereſſanteſte aber bei einer ſolchen Vergleichung, die durch den Raum beſchränkt nicht auf alle Einzelheiten eingehen kann, bleibt immer der Wortſchatz, da aus dieſem die einſtige Zuſammengehörigkeit der Mundarten und die direkte Abſtammung vom Altdeutſchen einerſeits und der größere oder geringere Einfluſs anderer Elemente, beſonders des wälſchen Idioms, andererſeits am beſten erſehen werden kann. Ich füge daher eine Reihe diesbezüglicher Beiſpiele ohne weitere Auseinanderſetzungen an, indem ich nur noch die Bemerkung voranſende, daſs ich mit F den Dialekt des Fersinathales auch mit theilweiſer Berückſichtigung der letzten Gemeinde Palai, mit L die Luſerniſche Mundart bezeichne.

ågeler F. achel L. (cimbr. agala, got. ahana) Nadeln der Bäume.

âper F. aeper L. ſchneefrei. (Schöpf, Tirol. Id. S. 16.)

ampele (it. ampolla) F. L. Flaſche.

bàcher, pistur (it. pistore) F. baeck L. Bäcker.

barichten communicieren F. barichtesi L. verrichten. (Schon im Mittelhochdeutſchen hat berihten die Bedeutung: „Durch Darreichung des Abendmales zum Tode vorbereiten." Vgl. Müller-Zarncke Mhd. Wbch. I. 642.)

bàlket F. Fenſter. (Vgl. Schöpf S. 28.)

brungen Particip v. bringen F. geprengt, gepringt L.

pever (it. pevere) F. pfeffar L. Pfeffer.

plodern ſchwätzen, murren F. plotarn L. (Vgl. Mhd. ploderen.)

bragen (it. brache) Beinkleider F. pruach L. (Vgl. Mhd. bruoch Zeug, das man um die Hüften bindet, lat. brāca.)

klaffen ſprechen. gütle klaffen = leiſe ſprechen (vgl. Mhd. guotlich = sachte). rund klaffen = laut ſprechen. „hat er mit ihm klafft?" haben Sie mit ihm geſprochen? F. klapfen L. beſ. in ſchlimmer Bedeutung. (Vgl. Ahd. claffôn).

engelpogen F. L. Ellenbogen. (Vgl. Kluge Et. Wbch. 65.)

ertã F. L. Dienstag. (Vgl. Schöpf S. 108.)

vart, a vart einmal, vielvart oft F. a vert L. (Vgl. Mhd. ein vart, alle vart, zweihundert vart. Ziemann Wbch. S. 534, Müller-Zarncke III. 252.)

fluddern F. L. (cimbr. vludarn), flattarn L. fliegen.

flitterl F. Schmetterling. (Schöpf S. 143.) schratl L.

formas F. L. Mittagsmahl. „wir nô in formas geau in oachleit“ = Nachmittag gehen wir nach Aichleit.

gean F. L. gehen. kâ tâl gean = abwärts gehen. kâ heach gean = in die Höhe, aufwärts gehen F. (ka entſtand aus Ahd. kakan für gagan, kân, kâ.) auwart gean L. finz gen häusern gean = bis zu den Häuſern gehen F. (finz entſtanden aus inz = unz, unze. Vgl. Ziemann S. 523, die Form inz findet ſich mehrmals in Urbaren.) bis gen häusern gean L. geamar anén, anáus = gehen wir hinüber, hinaus. F.

gahilb bewölkt F. (Mhd. gehilwe, cimbr. gahilbe, Schöpf kilw) gehilbe L.

glâr Gerölle (cimbr. kler, ital. ghiara.) glêr L.

guggen und schauen F. luegen L. (Mhd. luogen.)

g'sund kemmen F. L. geſund werden.

heuw Heu F. Davon der Monatname heuweker = Juli. Die übrigen Bezeichnungen für die Monate ſind nach der Angabe des Lokalſchulinſpektors in Gereut folgende: genner, horning, merz, oberöll, moi, brochet, ax, lester ax, s. micheler, allerheiliger, heiliger andrea. In Palai ſagt man ſtatt heuweker (vgl. Mhd. höuwe) höuwiger.

hemat F. L. Hemd. In L. dafür auch pfoat (mhd. pheit.) In Gereut aber hat, wie mir verſichert wurde, das Wort pfoat ſonderbarer Weiſe nur die Bedeutung: fettes Schwein oder fetter Menſch. „pfoat namen sie nit, wenn's nit ist a spott.“ (Vielleicht hängt das Wort hier gar nicht mit pheit zuſammen und iſt eher eine Corrumpierung

ar f. Deutsch

von „fett", obwol mir, offen geſagt, in dieſem Falle die Ausſprache nicht recht erklärlich wäre.)

himmlaz'n F. himmlizen L. F. blitzen. (Schöpf S. 265. Vgl. lazen im Etſchlande.)

hörta F. L. immer. (Vgl. Zingerle Luſ. Wbch. S. 36.)

hose F. (wie auch theilweiſe im Mhd.) die Bedeckung des Beines blos von dem Knie bis auf den Fuß, alſo = Strumpf. (Vgl. Kluge S. 141.)

lichnen F. wahrnehmen (Schöpf derlicknen).

langes F. L. Lenz, Frühling.

münich F. Mönch, beſ. Kapuziner. (Ahd. munih, Mhd. münich, lat. monachus.)

oanagel F. uanagel L. Fingernagel.

rearn F. gail'n, gäul'n L. (cimbr. geulen, gellen) weinen.

rîfen F. L. beenden. (Mhd. rîfen maturare.)

segnen F. ſich bekreuzen.

schölfern, tschölfern F. frühſtücken. (zwölfern? vielleicht urſprünglich von der Hauptmahlzeit?)

tossegart L. (it. tossicato), giftig F. L.

turn Gefängnis F. dafür auch prischaun (it. prigione). Kirchthurm wird durch campanil (it. campanile) ausgedrückt. F. L.

tschainen (it. cenare) F. L. zu Abend eſſen.

umes F. amasz L. Ameiſe.

winsche L. (Mhd. winzic = ein wenig.) a körl, a bisl F. ein wenig.

weichen F. weigen L. weihen, ſegnen, „der pfaff hot die gemoan g'weicht" = der Prieſter hat die Gemeinde geſegnet. F. weigwasser L. weichwoche,

Charwoche F. weichpfinstig, grüner Donnerstag L. (Vgl. Schöpf S. 808.)

wurst F. Blutwurſt. würst, wursta L. Wurſt überhaupt. In F. wird in der allgemeinen Bedeutung luganen (it. luganiga) gebraucht.

zâs F. (Palai) Beinkleid, Hoſe.

zung Zunge, F. L. Sprache. F.

zwisel F. ein zweifach ſich theilender Aſt. (Mhd. zwisele.)

Zum Schluſſe ſei hier noch bemerkt, daſs die Dorf-, Berg-, Hof- und Familiennamen im Ferſinathale zum großen Theile noch heutzutage recht gut deutſch klingen. So heißt z. B. das Dorf S. Orsola, das ſeinen deutſchen Charakter ſchon faſt ganz eingebüßt hat, bei den Mocheni noch immer Aichberg. Von Bergnamen notiere ich beiſpielshalber: der àlten mõ (der alte Mann), schwarzkofl, aussertâl, hâsenberg, unterberg. Hofnamen: schrofner, taufner, palaier u. ähnl.

Bezüglich der Familiennamen iſt zu bemerken, daſs auch hier, wie in Luſerna (vgl. Luſ. Wbch. S. 2), einige derſelben ſehr oft wiederkehren und häufig ſelbſt in einem kleinen Dorfe eine Reihe von Familien umfaſſen; die deutſche Abſtammung und Form iſt aber hier faſt durchgehends reiner erhalten, als dort, z. B. Thaler, Weber, Etzel, Hofer (letzteres in der Ausſprache gewöhnlich zu Offer verdorben).

Doch nun genug. Schon dieſe wenigen Beiſpiele dürften wol ſattſam meine oben ausgeſprochene Behauptung gerechtfertigt haben, daſs das Volk gewiſſenhaft ſeine deutſche „Zunge“ bewahrt und noch manche

alte, für den Sprachforſcher intereſſante Form lebendig erhalten hat. Daſs in die große Mehrzahl der deutſchen Wörter ſich auch einige italieniſche eingeſchlichen haben, daſs die Wortſtellung ſich mehrfach der wälſchen nähert, darüber werden wir uns gewiſs nicht wundern, wenn wir bedenken, wie ſehr die Leute von allen Seiten vom fremden Idiome eingeſchloſſen ſind, und wie lange ſie dem fremden Einfluſſe anheimgegeben waren; jeder, der deſshalb dem deutſchen Charakter der Mundart nahe treten will, macht ſich in hohem Grade lächerlich.

Wir verlaſſen nun die Behauſung des wackeren Hofer und erreichen in einer Viertelſtunde das Centrum der Gemeinde, das Kirchlein und das Pfarrhaus. Es iſt dies ein gar herrlicher Punkt auf luftiger Höhe, wo ſich das lieblichſte Landſchaftsbild vor unſerem Blicke entrollt; ein großer Theil des Mochenithales liegt ausgebreitet vor uns mit vielen netten Dörflein, und draußen in der Ferne öffnet ſich die herrliche Ebene von Pergine, wo der hohe Thurm der gothiſchen Pfarrkirche freundlich zu grüßen ſcheint. Wie wohlthuend mag dieſer Ausblick erſt damals geweſen ſein, als Pergine, oder ſagen wir lieber „Perſen“, noch gewiſſermaßen der Vorort dieſer Bergbewohner war, wo ſie ihre Hauptkirche hatten, und wo ihnen im Pfarrhaus und in den Familien noch manches deutſche Herz entgegenſchlug. Die Wohnung des Seelſorgers in Gereut iſt ein kleines einfaches Häuschen, das aber durch die überall herrſchende deutſche Reinlichkeit und Gemüthlichkeit einen recht wohnlichen Eindruck macht. Da der Prieſter perſönlich den Unterricht leitet, ſo iſt in ſeinem

Hause auch die Schule untergebracht, zu welchem Zwecke ein Zimmer zu ebener Erde hergerichtet ist.

Treten wir nun gleich in diese Stube ein, es ist gerade 8 Uhr abends, die Stunde, in der die Abendschule beginnt. Meine Leser glauben wol Kinder zu finden und wundern sich, dass auf diesen Bergen mitten im Hochwinter der Abendunterricht für die Kleinen erst so spät ertheilt wird. Aber nein, die Kleinen, die sind schon lange von ihrer Nachmittagsschule heimgekehrt und haben sich nach allen Winden zerstreut. Die sogenannte Abendschule gilt nur den Erwachsenen, welche dreimal in der Woche nach vollbrachtem Tagewerke sich hier versammeln, um auch dem Geiste seine Nahrung zu geben und sich in der lieben Muttersprache immer mehr zu vervollkommnen. Da finden wir auf den Schulbänken 40 lernbegierige Männer jeder Altersstufe, durchschnittlich vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Da kam mir denn ein interessanter Fall vor, der für mich höchst rührend war, und es wol für jedes andere deutsche Herz in gleichem Maße sein wird. Nachdem ich zuerst einen schon ziemlich bejahrten Mann aus der ersten Bank gerufen und dann einen anderen in der zweiten Reihe, der noch in der vollen Kraft der Jahre stand, geprüft hatte, bemerkte mir der Herr Curat, dass ich hier zufällig Vater und Sohn ausgewählt hätte, und dass er morgen bei der Prüfung der Kinderschule Gelegenheit haben werde, mir auch den Enkel vorzustellen. Also *Großvater, Vater und Enkel auf der nämlichen Schulbank*, gewiss ein rühmliches Zeugnis für die Lernbegierde unserer deutschen

Brüder! Wie würde ſich Karl der Große über dieſen ehrwürdigen Großvater auf der Schulbank gefreut haben!

Die Leiſtungen der guten Männer waren ganz entſprechend, das ganze Verhältnis ein außerordentlich trauliches, und ich wuſste wahrlich nicht, ob ich mich mehr über die Schüler verwundern ſollte, die müde von der Tagesarbeit ihre einzigen freien Augenblicke hier zum Lernen verwenden, oder über den Lehrer, der, nachdem er den ganzen Tag über als Seelſorger und in der Kinderſchule beſchäftigt war, noch die ſpäten Abendſtunden dem unentgeltlichen Unterrichte der Erwachſenen widmet.

Als um 9 Uhr abends die Prüfung beendigt war, wollten mir die lieben Leute noch eine Freude machen und ſangen im Freien vor dem Pfarrhauſe einige ihrer Lieder. Als ich ſo mitten daſtand unter dieſen deutſchen Brüdern in der ſchönen Schneelandſchaft und ihre Töne ſo wunderſam durch die Nacht gleiten hörte, während am Himmel, unzählig entfacht, melodiſcher Wandel der Sterne ſich drehte, da glaubte ich einen ſeligen Traum zu träumen, und noch nie hatten mich die Klänge meiner Mutterſprache ſo ſehr erfreut wie hier.

Nach manchem kräftigen Händedruck ging endlich Alles zur Ruhe, ich aber blieb noch lange wach auf meinem Lager und dachte an die Verſe:

Du warſt mir ein gar trauter, lieber
Geſelle, komm, du ſchöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daſs ich mich deiner freuen mag!

Am folgenden Tage Morgens wurde die Beſichtigung der Kinderſchule vorgenommen. Es waren 55 Kleine zugegen, angethan mit ihren beſten zwar ärmlichen, aber durchweg reinlichen Kleidern, liebe, treuherzige Geſchöpfe, die mit großer Theilnahme dem Unterrichte folgten und wetteifernd ihre Kenntniſſe zeigen wollten. Ganz beſonders erfreulich war es mir auch, vom Lehrer zu hören, daſs er wegen Nachläſſigkeit im Schulbeſuche gegen keinen ſeiner Schüler Klage zu führen habe; die Kinder kommen ſelbſt im Hochwinter von den entlegenſten Höfen und laſſen ſich nur im dringendſten Nothfalle vom Beſuche der Schule abhalten. Die Thatſache, von der ich mich durch einen Einblick in das Abſenzenverzeichnis ſelbſt überzeugen konnte, liefert ein um ſo ehrenvolleres Zeugnis für unſere jungen deutſchen Schulen, als ſonſt gerade in ähnlichen Bergdörfern Klagen über Unregelmäßigkeit in der Frequenz gewöhnlich die häufigſten ſind.

So hatte ich mir denn Gereut ſo ziemlich beſehen, und nach dem Mittagmahle, zu welchem der Curat auch zwei Vertreter der Gemeinde geladen hatte, und bei dem meiſt im Mochenidialekte geſprochen wurde, gieng es nach Aichleit. Der Weg dahin iſt faſt durchweg ganz gehörig ſteil und mahnt uns ernſtlich daran, daſs er zu einem eigentlichen Bergdorfe führt; im letzten Winter wurde er in Folge der ſtarken Schneemaſſen an einigen Stellen wirklich beſchwerlich, ſo daſs wir uns ſo ziemlich anſtrengen muſsten, um ihn in fünf Viertelſtunden zurückzulegen, während in der ſchönen Jahreszeit deren drei ganz leicht genügen ſollen Aber eine

ſolche Landſchaft, wie ſie ſich jetzt uns darbietet, will eigentlich im Winterkleide geſehen ſein, es ſteht ihr gar zu gut. Das Liebliche des Bildes von Gereut, das uns den Charakter des ſüdlichen Mittelgebirges im ſchönſten Lichte zeigt, verwandelt ſich immer mehr in das Ernſte und Großartige. Manche Punkte erinnern unwillkürlich an viel beſchriebene Schweizergegenden, und als ich zum letzten Anſtieg gekommen war und über mir in ſchwindelnder Höhe das wettergebräunte Kirchlein von Aichleit mit dem einſamen Pfarrhauſe ſah und das helle Glöcklein hörte, das die Kinder zur Schule rief, da glaubte ich wirklich zu einem jener berühmten Hoſpize hinanzuſteigen. Doch ja, es war dies nicht durchaus Gebilde der Phantaſie noch leerer Wahn, ich näherte mich in der That einem Hoſpize, einem Hoſpize freilich ganz eigener Art, das trotz aller Abgeſchiedenheit vom deutſchen Verkehre, trotz aller Hinderniſſe ſo oft und ſo lange ſchon den Lauten deutſcher Zunge eine ſichere Zufluchtsſtätte geboten hat. Oben auf der Höhe iſt das Bild wo möglich noch ausgeprägter, eine echte Berglandſchaft: „hohe Klippen, rings geſchloſſen, wenig kümmerliche Föhren.“ Das war wol kein anziehender Punkt für die heißblütige romaniſche Race, die ſich hier ganz beſonders wenig mit dem deutſchen Stamme vermiſcht zu haben ſcheint; wenigſtens war ich nicht der Einzige, dem in dieſer Schule die Menge der blauen Augen und der blonden Haare recht wolthuend auffiel. Hier fand ich 56 Kinder verſammelt, von denen die meiſten durch ein ſehr friſches Ausſehen und durch eine gewiſſe Geiſtesklarheit, wie

man ſie bei Kleinen nicht überall findet, ſich bemerklich machten. Der Dialekt iſt im Ganzen der nämliche wie in Gereut, und auch hier währte es nicht lange, bis mir derſelbe aus Aller Munde entgegentönte. Ebenſo iſt das deutſche Bewuſstſein der Bevölkerung und ihr Eifer für die deutſche Schule in Aichleit nicht weniger rege als in Gereut; ich könnte für dieſe meine Behauptung mehr als einen glänzenden Beweis gerade aus den letzten Jahren anführen, begnüge mich aber der Kürze halber nur auf einen Umſtand aufmerkſam zu machen, der gewiſs für den guten Willen einer Berggemeinde charakteriſtiſch genug iſt. Da das letzte Schuljahr wegen eines unvorhergeſehenen Lehrerwechſels in Aichleit nicht zur gewöhnlichen Zeit beginnen konnte, ſo erklärte die Gemeinde, die Kinder auch in den Sommermonaten in die Schule ſchicken zu wollen, um ſo das Verſäumte nachzuholen. Alle Ehre deutſchen Bauern ſolcher Geſinnung! Die Schule muſs immer herrlicher emporblühen, umſomehr, da es nun nach vielen Bemühungen endlich gelungen iſt, eine tüchtige, junge deutſche Kraft für die vereinigte Seelſorger- und Lehrerſtelle in Aichleit in der Perſon des Herrn Peter Furlan zu gewinnen.

II.

(1877.)

Die Bewohner der zerſtreuten deutſchen Gemeinden in Wälſch-Tirol ſind nach früherer langer Vernachläſſigung in letzter Zeit Gegenſtand eines ſo regen

Intereſſes und ſo vielfacher Beſprechung geworden, daſs man bereits Ueberſichten über die Mocheni-Literatur für wiſſensdurſtige Laien anlegen muſste und am Ende gar noch zu erwarten hat, daſs nächſtens dieſe Literatur in Bücherkatalogen eine eigene Rubrik erhält. Ja nicht umſonſt iſt das Völklein jetzt ſelbſt auf den Namen „Mocheni" ſtolz, der, früher nur als eine Art Spottname aus dem Munde des umwohnenden Italieners erklingend, jetzt wie ein Ehrenname weit und breit ſo bekannt geworden, daſs eine Bemerkung über denſelben ſchon ein überwundener Standpunkt iſt. Unter ſolchen Umſtänden könnte es eigentlich eine heikle Sache ſcheinen, über dieſes Thema noch weiter zu ſchreiben; es könnte möglicherweiſe ausſehen, als wollte man „Knoſpen" (Holzſchuhe) ins Mochenithal tragen. Aber derartigen Bedenken gegenüber hält ſich Schreiber dieſer Zeilen für gewappnet, da er wirklich trotz alledem noch in der glücklichen Lage iſt, neue Nachträge mitzutheilen, und zu hoffen wagt, daſs man es ihm auch diesmal, wie bei ſeinen früheren, zu den erſten Mocheni-Eſſays zählenden Berichten gut aufnehmen werde, wenn er einmal wieder von Griechen und Römern zu dieſen biederen „Tuitſchen" zurückkehrt.

Es war an einem ſchönen Morgen des „Oberöll" (April) am „Erta" (Dienstag) in der „Weihwoch" — ſo bezeichnen die Mocheni die ganze Charwoche, während im übrigen Tirol dieſe Zuſammenſetzung nur in „Weich'npfinztag" (Gründonnerstag) gebraucht wird — als ich aus dem freundlichen Pfarr- und Schulhäuschen in Gereut (Fraſſilongo) trat, um weiter hineinzuwan-

dern ins Thal der Ferſina und zunächſt beſonders die nächſtliegende deutſche Gemeinde Floruz (Fierozzo) näher kennen zu lernen, die, damals noch ohne deutſche Schule, nach einer ſolchen zu begehren anfieng. Der Curat von Gereut und der ebenſo aufmerkſame Gemeindemann Hofer ließen es ſich nicht nehmen, mich dahin zu begleiten; und damit mir der Weg auch möglichſt mühelos würde, ſtand vor der Thüre ein „Muſchat“ (Eſel) bereit, der zwar nicht, wie ſeine Genoſſen drüben in Luſerna, ein ganzes Federbett als Sattel trug, aber doch thunlichſt herausgeputzt war, ſo daſs ſelbſt aus Stricken verfertigte Steigbügel nicht fehlten. Obwol ich gegen ſolchen Luxus proteſtierte, muſste ich das Thier doch wenigſtens ein paar Mal, wo der Weg ſtark „ka Heach“ (in die Höhe) gieng oder wo es viel „Glar“ (Gerölle) gab, beſteigen, ſuchte aber dies Vergnügen immer möglichſt abzukürzen, da es mich des angenehmeren der lebendigen Converſation mit meinen Begleitern beraubte und auch dadurch einige Einbuße erlitt, daſs der „Muſchat“ ein wenig „ſchottet“ (hinkend) war.

Wenn ich nun dann wieder zu Fuß dahinmarſchierte, da gab es im Geſpräche immer neue Aufklärungen, bald über die echt deutſchen Namen der umliegenden Berge und Höfe, wovon ich ſchon früher einmal gelegentlich Proben gegeben*), bald über Benennungen

*) S. oben S. 13. — Ueber deutſche Familien- und Ortsnamen auch in anderen nahen Thälern, ſelbſt da, wo nun die deutſche Sprache ganz verſchwunden iſt, vgl. Fr. v. Attlmayr in der Ferdinandeums-Zeitſchrift 1865, S. 94 ff.

von Pflanzen und Blümchen, die eben auch im „Langes“ ſchon auf der Höhe hie und da ſich zeigen, wie „Zeitloaſen, Broatweger, Grompen, Schmelchen“ u. dgl., bald wurde auf geeigneten Punkten die ſchöne Ausſicht bewundert, die eben mir dieſen Weg auf der Höhe immer viel anziehender macht, als den unten im Thale. Einer der hübſcheſten diesbezüglichen Punkte iſt ohne Zweifel das „Eck“ (Anhöhe), das wir gleich nach dem erſten ſteilen Anſtiege erreichten. Da zeigte ſich uns, wendeten wir den Blick nach rückwärts, unten unſer Dörflein Gereut von der lieblichſten Seite, das einfache, aus der Ferne einer Eremitencapelle ähnliche Kirchlein mit den zerſtreuten Häuſern aus friſch grünenden Baumgruppen halb ſchüchtern hervorblickend, während weiter draußen die Abhänge und immer ſüdlicher ſich färbenden Gefilde bis Pergine freundlich herauflachten im ſcharfen Gegenſatze zu der Ausſicht nach vorne ins Thal hinein, wo der Charakter des ernſten Bergthales ſich immer beſtimmter ausprägte, hin bis zu den Palaier Höhen im Hintergrunde. Ein ſchöner Wendepunkt mit eigenthümlichen Contraſten, zu denen auch die frei hervortretenden ſchlanken Kirchthürme von Floruz da drinnen gegenüber dem Eremitenkirchlein im Baumwalde Gereuts ihren Theil beitragen.

Manchmal gab es auch bei einer Begegnung oder bei kurzer Raſt vor einem Hauſe ein nicht unintereſſantes Intermezzo. Da kam ein Bäuerlein des Weges, das, „den deutſchen Herrn“ mit dem „Pfaff“ von Gereut erblickend, gleich pfiffig combinierend an die Schulangelegenheiten dachte und auseinanderzuſetzen

anfieng, wie nothwendig es auch für die Floruzer Kinder wäre, „aß ſei deutſch lernen, leſen und ſchreiben, weil die ünſeren Aeltern ach va Deutſchland herkemmen und wenn die Kinder treffen thät Krieger (wenn ſie das Los träfe, Soldat zu werden) iſt ach beſſer, aß ſei guet deutſch kennen, ach leſen und ſchreiben und nit lei kloffen (ſprechen)"; einiges Nachdenken verurſachte ihm nur, ob der gute „Pfaff" von Floruz, wenn er als künftiger Lehrer des Deutſchen früher noch auf einige Zeit zur Ausbildung in dieſem Lehrfache nach Innsbruck gehen ſollte, wol nicht zu lange fern bleibe und indeß an den Feiertagen durch einen „Münech" (Mönch) erſetzt werde? Die hier von unſerem Floruzer zur Begründung der Nothwendigkeit eines geregelten deutſchen Schulunterrichtes hervorgehobene deutſche Abſtammung der Bewohner ſpielt, wie der ebenfalls auch berührte Soldatenſtand, überhaupt im Geſpräche der Mocheni nicht ſelten eine Rolle. Sie ſind ſtolz als deutſche treue Unterthanen des guten Kaiſers, und der Gemeindevorſteher von Palai ſagte mir einmal, wenn es etwa wieder Gefahr gebe, möge ſie nur der Kaiſer alle rufen; ſie würden Alle gute „Krieger" ſein. Bezüglich der deutſchen Herkunft erzählt die Floruzer Sage allgemein, daſs „do in olten Johr der Berg va Floruz ſein oll's Walder geweſen, Tſchugk und Larch (Gebüſch und Lärchenbäume), bis die erſten Leut ſein kemmen va Deutſchlond, die ſe hob'n gelegt za arbeiten (ital.: si posero oder misero a lavorare, ſchickten ſich an) in die Grueben und Arzt (Erz) za ſchmelzen" und von welchen auch „af am hoachen Eck, wo man hot gemöcht

ſehen das gonze Thol", das erſte Kirchlein gebaut wurde, „wo ſei hob'n gemocht mochen an Altor va Sant Lorenz gonz übergulten und an kloan Kaſten mit Santa Barbara und af die Thürler hob'n ſei gelegt Sant Fabian und Baſtian." Die aufgeweckten Palaier wiſſen die Sache nach einer Richtung noch etwas genauer; ſie fügen ihrem „wir ſein va Deutſchlond kemmen" beſtimmt die Umgebung der alten, in neueſter Zeit wieder ſo berühmt gewordenen Eiſak-Stadt Klauſen als Heimat ihrer als Knappen ins Ferſina-Thal eingewanderten Vorfahren an. Die Zeitangabe iſt freilich auch bei ihnen ſchwankend, indem die Einwanderung nach Einigen vor 800, nach Anderen vor 500 Jahren erfolgt ſein ſoll. Das Richtige könnte dann auch hier ſo ziemlich in der goldenen Mitte liegen und auf die Jahre 1208 bis 1216 unter Fürſtbiſchof Fr. v. Wanga weiſen, wenn wir Stellen im Codex Wangianus über ſonſtige damalige deutſche Anſiedelungen in Wälſch-Tirol mit der Floruzer Sage vergleichen. (Vgl. die Bemerkung des R. Kink in der Ausgabe des Codex Wangianus, S. 305.) Und welch intereſſantes Ergebnis würde ſich dann aus dieſen Combinationen weiter herausſtellen! Die ehrwürdigen Vorfahren der Mocheni wären danach Heimat- und Zeitgenoſſen Walthers von der Vogelweide, der ja nach neueren Forſchungen auch aus Klauſens Umgebung ſtammen ſoll. Ein Umſtand wahrlich, der manches Herz für ſie noch höher ſchlagen machen könnte, und wer weiß, ob dieſe Zeilen nicht am Ende auch noch dazu beitragen, daſs der eine oder andere Walther-Verehrer, der ſonſt vorderhand an

die Mocheni nicht gedacht hätte, nun auch ihrer in Liebe gedenkt und, nachdem er ſich in Klauſens Walther-Garten durch guten Trunk geſtärkt, ſeine Schritte weiter lenkt bis ins Thal der Ferſina zu den würdigen Nachkommen von Walthers Landsleuten? Für guten Trunk iſt auch dort geſorgt, da Canezza, der ſtattliche, jetzt freilich italieniſche Vorort des Ferſina-Thales, einen vortrefflichen Tropfen erzeugt, der am Ende wol auch noch jener nicht unbedeutenden Zahl von Bewerbern um die Ehre, Nachkommen des einſt vom Kaiſer Auguſtus ſo bevorzugten Räterweins zu ſein, als weiterer Concurrent angereiht zu werden verdient hätte, wenn heutzutage die Streitfrage nicht ſo ziemlich ſchon zu Gunſten des Valpolicella entſchieden wäre, jenes lieblich-feurigen Sorgenbrechers, welcher bei jedem Philologen, der je in Verona geweilt, geſchickt ſich einzuſchmeicheln und ſo es zu bewirken wuſste, daſs von dieſer competenten Seite herrliches Rüſtzeug zu ſeinem Siege herbeigeſchafft wurde. Dasſelbe ließe ſich vielleicht noch vermehren — doch da käme ich ja bald zu einer gelehrten Abſchweifung mitten unter den Mocheni, was eigenthümlich ausſehen könnte.

Eigenthümliches zwar haben auch die Mocheni ſelbſt genug, ſo daſs man wol auch dem Berichterſtatter manche kleine Inconſequenz nachſehen könnte. Während ſie z. B. in ihrem Dialekte manches echt deutſche Wort auch dort noch erhalten haben und ausſchließlich gebrauchen, wo ſelbſt die deutſche Schriftſprache fremden Einflüſſen nicht unzugänglich blieb, während ihr Gedächtnis für ihre deutſchen Traditionen ein ſo zähes iſt,

daſs ſie von jenem erſten Anſiedlerkirchlein St. Lorenz, obwol es längſt bis auf wenige Mauerreſte verſchwunden iſt, noch die ganze innere Ausſtattung bis zu den Einzelheiten des Flügelaltärchens in rührender Weiſe zu beſchreiben wiſſen, haben ſie anderſeits doch wieder und manchmal gerade da, wo man es weniger erwarten möchte, in Wort und Gebrauch den umwohnenden romaniſchen Stämmen ſich angeſchloſſen. Ein paar Beiſpiele dafür bot gleich ein weiteres Intermezzo auf unſerer Wanderung.

Als wir nach einer Weile vor einem Hauſe kurze Raſt hielten, konnten wir die hübſche Scene mitanhören, wie drinnen eine Mutter ihren kleinen „Jakel“ ans Aufſtehen erinnerte und mahnte, die „Hoſen“ (Strümpfe) und die „Briech“ (Beinkleider)*) anzulegen und dabei „Gotte Herr za bitten und ünſer liebe Frau und den Angelo Cuſtode“, wie aber der kleine Trotzkopf, der noch „a kerl“ (ein wenig) ſchlafen wollte, erſt dann, als er hörte, das „Pinzel“ (Aſchenbrod)**) zum „Schölfer“ (Frühſtück) ſei ſchon auf dem Tiſche, ſeine ſofortige Bereitwilligkeit mit den Worten erklärte: „Jo, Muater, allura (ital. allora) ſteh i au ſubet“ (ital. subito).

Unter ſolchen und ähnlichen Zwiſchenfällen waren wir endlich in die Nähe von Floruz gekommen und bald ſahen wir den freundlichen Geiſtlichen des Ortes

*) Vgl. Hintner, Beiträge zur tirol. Dialectforſchung I, 29.

**) Vgl. Schneller, Roman. Volksmundarten in Südtirol S. 162.

dahereilen, denſelben, für den uns bereits jenes Bäuerlein früher ſeine Sympathien ausgeſprochen und der, ſelbſt ein Sohn dieſer Gegenden, nächſtens nach Innsbruck wollte, um ſich die deutſche Schriftſprache vollſtändig anzueignen. Wir folgten ihm in das auch hier vereinigte Pfarr- und Schulhäuschen, das zwar ein kleinwenig geräumiger, in ſeiner Ausſtattung aber noch viel einfacher war als das in Gereut. Hier brachte er mir bald ſeine Aufzeichnungen über den Floruzer Dialekt herbei, der im Ganzen natürlich ſo ziemlich mit dem von Gereut zuſammenfällt; einige Wörter konnte ich daraus jedoch meinen Sammlungen aus Gereut noch beifügen, ſei es, daſs ſie mir nur entgangen waren oder daſs ſie dort wirklich mehr zurückgetreten ſind; darunter z. B. das aus dem Cimbriſchen und Bairiſchen wolbekannte triel für Lippe, das in ganz Deutſchland mehr oder weniger verbreitete, für Tirol bei Schöpf*) ſonſt nur aus dem Puſterthal belegte sâfer für Speichel, die wör in dem Sinne des tiroliſchen „Seiteng'wör" für Säbel, möhm (Muhme) die Tante, die charakteriſtiſchen Zuſammenſetzungen meermonn für Schiffer, Matroſe, predigstuel für Kanzel, himmelring für Regenbogen; dazwiſchen aber wieder Romaniſches, wie battun (ital. bottone) der Knopf, schiont, wie in Faſſa cianta, für weiblicher Rock**) u. dgl. Bei dem Namen eines am Ende des Hauſes gelegenen, gewiſſen Bedürfniſſen dienenden Ortes „koira" war auch mein Witz faſt am

*) Tirol. Idiotikon S. 574.

**) Schneller am a. O. S. 183.

Ende und ich geſtehe gern, daſs ich hier trotz manches „Schwinens“ (Denkens) über Vermuthungen eines ſprachlich naheliegenden, aber ſachlich ſchwerer zu erklärenden Wurzelzuſammenhanges mit einem bekannten romaniſchen Worte nicht hinausgekommen bin und das Wort Forſchern auf ſolchem Dialektgebiete zur Beachtung empfehle.

Unter derartigen Beobachtungen war bald die erſte Raſtzeit verſtrichen; der folgende Hauptheil des Tages gehörte der ſtrengen Pflicht, der vorzunehmenden Inſpection der Schule und der Lehrerconferenz, zu welcher auch der verdiente Lehrer von Palai aus ſeinem Grenzgebiete zu dieſem Mittelpunkte des Mochenithales herausgekommen war. Erſt der Abend verſammelte wieder zu traulicher Unterhaltung, wobei nun die Mocheni furchtlos in ihrer „Zunge“ (Sprache) „klofften“ und auch gar Manches über ihre Gebräuche und Sagen mittheilten. Vieles, was ich da in letzterer Beziehung wieder hörte, berührt ſich mit dem, was bereits von Anderen auf dieſem Gebiete veröffentlicht wurde*); doch gab es auch manche Nachträge, die ſich gerne mit durch ganz Deutſchland Verbreitetem belegen laſſen, hier und dort aber auch wieder, ebenſo wie die Dialekterſcheinungen, auf Einfluſs des umwohnenden romaniſchen Elementes weiſen. Ich erwähne von dieſen neuen Nachträgen, daſs unter den mit der Einwanderungserzählung eng zuſammenhängenden Knappenſagen auch

*) Vgl. Ign. V. Zingerle in „Aus allen Welttheilen“ III, 166 ff.

die in ſo vielen Nüancierungen auftretende vom goldnen Kegelſpiel ſich findet; daſs unter den Stampa-Mythen auch da der gefürchtete Umzug um Weihnachten, bei dem die Spindeln abgeſponnen ſein müſſen, erwähnt und angefügt wird, daſs man aus Scheu vor ihr nicht in die Wälder gieng; daſs auch hier am Sylveſter-Abend die Ställe beräuchert werden und der erſten Begegnung am Neujahrstage Bedeutung zugeſchrieben wird, wobei die eines Weibes als unglückbringend gilt; daſs auch bei den Mocheni in der Johannisnacht die Schätze blühen und unter den Hexenſagen die Verhinderung der Butterbereitung eine Rolle ſpielt; daſs die Kinder aus dem Baume kommen, der hier als der „Käſtenbaum" näher bezeichnet wird. Eigenthümlich klang die Mittheilung des anweſenden Gereuters, daſs in dem Orte, wo am Oſterſamstag zufällig zuerſt die Glocken zum Gloria und Alleluia erſchallen, im Sommer der erſte Hagel niederfalle, und nicht unintereſſant war auch die an manche Erzählungen und gerade an ſolche, welche mit echt deutſchen ſich beſonders berührten, gereihte Bemerkung, „daſs man das nur bei den Mocheni, unten aber in Canezza nicht mehr glaube." Mit den „Canezzern" wollen die Mocheni trotz der friedlichen Nähe und des oben gerühmten guten Tropfens, dem auch ſie bei aller ſonſtigen Sparſamkeit im Vorbeigehen und an den Feſttagen nicht ungern zuſprechen, überhaupt nie verwechſelt werden. Aber in dieſem hervorgehobenen Skepticismus zeigte doch auch der anweſende aufgeweckte Palaier Gemeindemann manche Verwandtſchaft mit den Canezzern, wenn er z. B. gelegentlich bemerken zu ſollen

glaubte, den Orco-Sagen liege nur abergläubiſche Anſchauung vom „Earddunſt“ (Irrlicht) zu Grunde.

Mit gewiſſer Ausſchmückung wurde von den Floruzern ihre Sage von der „Geigerwies“ erzählt, die aus dem Mochenithale bisher auch noch nicht belegt, aber ebenfalls in den Grundzügen, die ich kurz mittheilen will, mit manchen deutſchen, beſonders Alpenſagen enge verwandt iſt. Außer dem „Huber-Hof“ im Hinterberg „hot's do in olten Johr gehobt a Haus“ und in dem Haus „hot's gehobt an Geiger va Zithra“ und da wurde viel geſpielt und getanzt, weil leichtes junges Volk des Abends gerne zu dieſem Sammelplatze ſtrömte. So gieng es bis zum Tode des „Geigers“, der das Haus plötzlich zu einer verlaſſenen und unbewohnten Stätte machte. Erſt nach vielen Jahren wollten drei Dirnen und einige Buben das verlaſſene Geigerhaus von Neuem zu einem luſtigen nächtlichen Stelldichein benützen. Die Dirnen fanden zuerſt ſich ein und ſie waren eben damit beſchäftigt „a Feuer za kenten“ (anzuzünden), als es anfieng, von Außen kleine Steinchen in die Küche zu werfen. In der Meinung, es wäre das ein Spaſs der erwarteten Buben, forderten die Mädchen luſtig zum Eintritte auf; aber da traten zwei Fremde ein, die ſich zu ihnen ſetzten; und wie erſchracken ſie, als ſie bemerkten, daſs dieſe Männer „Füeß va Muſchat“ (Eſelsfüße) und eiſerne Zähne hatten! Unter dem Vorwande, Holz holen zu wollen, machten ſich die zwei jüngeren Dirnen nacheinander aus dem Staube; als aber auch die älteſte davon wollte, wurde ſie jämmerlich zerriſſen. Die erwarteten

Buhlen, welche dann ſpäter wirklich kamen, fanden die Stücke ihres zerriſſenen Körpers an den Ecken des Hauſes befeſtigt und nahmen angſterfüllt Reißaus. Seitdem iſt das Geigerhaus wieder verlaſſen und ſammt der umliegenden „Geigerwieſe“ ein gefürchteter Ort.

Zu den bei den Mocheni beſonders ſtark vertretenen Sagen von den Vorzeichen des Todes trage ich aus den Erzählungen dieſes Abends nach, daſs ein bevorſtehender Todfall auch bald durch unheimliches Tiſchlergeräuſch, als ob eine Todtentruhe verfertigt würde, bald durch nächtliches Gebet aus geiſterhaftem Munde, bald durch das Geſchrei der civetta (Käuzchen) angezeigt werde. Letzterer Aberglaube, auch den alten Römern geläufig, iſt, wie leicht erklärlich, ebenſo aus dem Gebiete umwohnender Romanen belegt. Von ſonſtigen Berührungen mit Sagen und Gebräuchen der nahen Italiener ſind nebſt den Orco-Sagen, in denen germaniſche und romaniſche Tradition mehrfach vermiſcht ſcheint*), beſonders die alten und verbreiteten Erzählungen von der Wirkung des böſen Blickes und die Todtenklagen bemerkenswert, welche letzteren einſt auch in Pergine nach altrömiſcher Sitte durch Klageweiber beſorgt wurden**), bei den Mocheni aber noch immer und hier vorzüglich von den Verwandten ſelbſt angeſtellt werden. Die bezüglichen Formeln ſind faſt

*) Vgl. Ludwig v. Hörmann, Mythol. Beiträge aus Wälſch-Tirol S. 12.

**) Vgl. Chr. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälſch-Tirol S. 243.

ſtereotyp, wie „O Muater, mein Muater, wie biſt du ſo kolt", oder: „Voter, mein Voter, wos werd i thien? Hon i koan Voter mehr, koan Voter mehr!" Sie werden oft, wie ein geiſtlicher Herr mir ſagte, mit ſolcher Stärke und Wiederholung vorgetragen, daſs die kirchlichen Functionen dadurch beinahe geſtört werden.

Unter ſolchen Mittheilungen und Geſprächen war es tiefe Nacht geworden und wir muſsten endlich abbrechen. Das am anderen Tage beſuchte Palai iſt bereits mehr beſprochenes Terrain; nur ein paar kurze Nachträge zu den dortigen Volksüberlieferungen mögen hier angereiht werden.

Vor alten Zeiten, als Trient noch nicht beſtand, prangte eine große Stadt auf dem Gebiete des heutigen Novaledo (2 Stunden von Pergine). Weil aber die reichen heidniſchen Bewohner ein frevelhaftes Leben führten, verſank Alles mit Mann und Maus in den Erdboden *).

Die Erdkröte iſt ein giftiges Thier und ſo geizig, daſs ſie jeden Tag nur ein klein wenig Erde (a brèsl eard) friſst. Daher das Sprichwort: Neidiſch ſein wie eine Erdkröte.

Die Mocheni hatten das Recht, bei einem Sterbefall die große Glocke in Pergine läuten zu laſſen.

Die Bewohner des Ferſinathales hatten am heiligen Blutstage einen eigenen Umgang in Pergine. Die große Fahne war 40—50 Pfund ſchwer.

---

*) Vgl. Kuhn, Norddeutſche Sagen S. 10.

Vor Alters gab es in Pergine zwei deutsche Kapläne, welche excurrendo die Seelsorge in diesen Gemeinden bis hinein nach Palai versahen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass auch in Floruz dann bald die ersehnte deutsche Schule hoffnungsvoll erstand und von der Regierung, sowie von dem erwähnten Comité in Innsbruck wirksam unterstützt wurde. Und endlich noch den Wunsch: Möge mancher Forscher noch dieses Thal besuchen, das gewiss noch immer manche Schätze birgt und dessen biedere Bewohner noch immer gerne Knappendienste leisten zur Hebung von Sprach- und Sagenschätzen!

Dieser vor 21 Jahren schließlich angefügte Wunsch ist seitdem in reichem Maße erfüllt worden. Die „Mocheni-Literatur" erhielt noch gar manchen Zuwachs; zuletzt hat W. Rohmeder im Buche über die deutsche Schule in Südtirol (Wien 1898) S. 102 ff. auch den gegenwärtigen Stand derselben im Fersina-Thale besprochen.

K. Pädagogium

Das Passeierthal und seine Bewohner.

(1865.)

Das Passeierthal ist durch Andreas Hofer, den Helden des Jahres 1809, in den weitesten Kreisen bekannt geworden; es dürfte daher schon in dieser Beziehung den Lesern, welche gerade nicht Gelegenheit hatten, ihren Namen hinter den so manches Sohnes von Albion in's Fremdenbuch des Wirtshauses „am Sand" zu zeichnen, nicht unangenehm sein, in einer kurzgefassten Skizze über das Thal und seine Bewohner Aufschluss zu erhalten; und zugleich hat auch der Volksstamm an sich ein so eigenthümliches Gepräge und bietet so viel des Interessanten, dass er, selbst wenn ihm der Sandwirt jene Berühmtheit nicht verliehen hätte, noch immerhin der Beachtung wert wäre.

Wir machen die topographische Beschreibung des Thales möglichst kurz, um uns dann etwas länger bei den Leuten aufhalten zu können.

Bricht man von Meran in nordöstlicher Richtung

auf, ſo gelangt man auf einem meiſt angenehmen, beſchatteten Wege ungefähr in einer Stunde in's Dorf Riffian; der ſchönſte Ausblick auf das lachende Obermais mit ſeinen Burgen und Villen und die blühenden Höhen des gegenüber liegenden Schönnaer Berges erfreut auf dieſer Strecke das Auge des Wanderers; nur in die Thalſohle darf er ſeinen Blick nicht ſenken, wo die wilde Paſſer ihre grauſen Verheerungen angerichtet. Hinter Riffian, von dem hier nur noch bemerkt werden mag, daſs es einer der beſuchteſten Wallfahrtsorte Südtirols iſt, ändert ſich bald die Scene, die Rebgelände, die Kaſtanienbäume und wie alle dieſe Kinder des Südens heißen mögen, verſchwinden allmälich und endlich nimmt uns ein dichter Föhrenwald auf, durch den wir etwa eine halbe Stunde wandern, bis uns die Zinnen von Saltaus entgegenglänzen.

Saltaus war einſt einer der elf ſogenannten Schildhöfe des Thales, welche von den Grafen von Tirol an einzelne Treue für beſondere Dienſte verliehen wurden, da an deren Beſitz ſo manche Rechte geknüpft waren; bei feſtlichen Aufzügen durften die „Schildhöfer" nie fehlen, ihnen lag es bei ſolchen Gelegenheiten ob, die Burgwache zu beſorgen. Margaretha, die Maultaſche, war ihnen beſonders gewogen und beſtätigte alle ihre Vorrechte; daher durfte man denn auch im Jahre 1863 beim ſchönen Erinnerungsfeſte an die vor 500 Jahren erfolgte Vereinigung Tirols mit Oeſterreich dieſer Garde nicht vergeſſen und elf rüſtige Paſſeirer eröffneten mit Schild und Speer als Repräſentanten derſelben die Reihen des großartigen Feſtzuges in Innsbruck.

Wir ſind jetzt in's eigentliche Gebiet von Paſſeier eingerückt, als deſſen Grenzpunkt gegen Süden Saltaus gewöhnlich angeſehen wird, obwol das Volk von ſolchen Beſtimmungen gar wenig weiß und es manchen Annexionsluſtigen gibt, der ſchon Riffian gerne zu ſeinem Thale gerechnet wiſſen möchte.

Wir wandern nun der am meiſten bevölkerten Ortſchaft von Paſſeier, dem Dorfe St. Martin zu. Der Weg, der ſich immer in der Thalſohle längs den verheerten Ufern der Paſſer wol an zwei Stunden hinzieht, ermüdet nicht nur durch ſeine Rauhheit, die überhaupt ein altererbtes Vorrecht aller Wege des Thales iſt, ſondern ganz beſonders durch das Einförmige der ganzen Umgebung. Das Thal wird ſehr enge, zu beiden Seiten ſteil, hier und dort meiſt nichts als düſtere Waldungen und nur ſelten beleben zerſtreute Höfe einigermaßen das reizloſe Bild. Nur der Anfang und Schluſs zeichnen ſich etwas vortheilhafter vor dem größern mittleren Theile aus; dort winkt am linken Ufer des Thalbaches auf ſchöngeformten Hügeln das Dörfchen Schweinſteg mit ſeinem freundlichen Kirchlein und dem ſchlanken Spitzthurme, hier erblicken wir zur rechten Seite einen lieblichen Bergesſaum mit reich bepflanzten Aeckern und anmuthig gelegenen Höfen. Das Dorf St. Martin, in dem wir uns nun befinden, zählt an 2000 Menſchen, von denen jedoch nur ein kleiner Bruchtheil in der Häuſermaſſe am Thalweg wohnt, während die Mehrzahl zerſtreut auf den umliegenden Gebirgen lebt. Das Dorf mit ſeinen ſchmutzigen Gaſſen, wo viele Zeichen der Dürftigkeit dem Auge begegnen,

bietet wenig Sehenswertes; die Pfarrkirche, ein unregelmäßiger mit Stuccaturverzierungen überladener Bau, an dem infolge der ungeschickten Renovationen und Erweiterungen nur sehr schwer noch das Ursprüngliche zu entdecken, enthält hinter dem Hochaltare, welcher im vorigen Jahrhundert erbaut wurde, ein älteres Schnitzbild des hl. Martin, welches wol aus dem einstigen Flügelaltare stammen dürfte, ferner einige Arbeiten des berühmten Meraner Bildhauers Joh. Pendl. Früher war sie lange Zeit das Ziel frommer Wallfahrer, die zum heiligen Blute hieher pilgerten. Nach der Ueberlieferung hegte nämlich ein hier messelesender Priester gerade im Momente der Consecration Zweifel über die Gegenwart des Gottmenschen im Altarssakramente; da schäumte es plötzlich im Kelche auf und das hl. Blut ergoss sich auf das weiße Altartuch; ein Stück dieses letzteren wurde aufbewahrt und auf einem Nebenaltare zur Verehrung ausgesetzt. Auch Andreas Hofer in dem bekannten letzten Briefe aus Mantua beruft sich auf das heilige Blut in St. Martin. Wir setzen jetzt unsere Wanderung in's tiefere Thal wieder fort und überschreiten am Ende des Dorfes die Brücke, wenn man anders in Passeier von Brücken reden darf, welche auf das linke Ufer des Thalbaches führt. Die Umgebungen sind hier viel freundlicher als auf der früheren Strecke, rechts und links zeigen sich fleißig angebaute Bergabhänge, in angenehmem Wechsel von Waldungen unterbrochen; nur die Verwüstungen der Passer, die jetzt aufs höchste steigen, sind dem Blicke wieder störend. Nach einer viertelstündigen Wanderung stehen wir vor

dem Wirtshauſe am Sande, der Heimat Andreas Hofers; eine nähere Beſchreibung desſelben kann hier nicht in unſerer Abſicht liegen und wird ohnehin um ſo leichter vermiſst werden, da dieſe berühmt gewordene Stätte ſchon ſo vielfach beſprochen und in ſo vielen Abbildungen verbreitet iſt. Von hier gelangen wir beiläufig wieder in einer Viertelſtunde auf angenehmen Wieſenpfaden nach dem Hauptorte des Thales Sanct Leonhard. Dieſe kleine Strecke darf wol unſtreitig als die angenehmſte und lohnendſte von ganz Vorderpaſſeier bezeichnet werden. Das Thal erweitert ſich, überall lachen in der Tiefe gutbebaute Felder und üppige Wieſen, in denen uns noch gar mancher ſchattige Kaſtanienbaum begegnet, während die auf die Höhen zurückgedrängten Wälder ſtille träumend niederſchauen, und vorne winkt das freundliche Dörfchen, auf das die alte Jaufenburg, eine der ſchönſten Ruinen Tirols, wie ein alter Wächter herabblickt vom hohen Felſenſitze. St. Leonhard wird durch den Waltenbach in zwei Theile getheilt, die beide ſo ziemlich von derſelben Größe ſind; in beiden finden wir nette Häuschen, wie denn überhaupt das ganze Dorf gegenüber dem engen St. Martin einen ſehr günſtigen Eindruck macht. Hier iſt der Sitz des Bezirksgerichtes und des Dekanatamtes für Paſſeier und dieſer Umſtand dürfte vielleicht auch auf die freundlichere Geſtaltung des Ortes nicht ohne Einfluſs geblieben ſein.

In St. Leonhard theilen ſich die Wege; wenden wir uns nördlich, ſo gelangen wir an der Jaufenburg vorbei auf einem ſteil anſteigenden Wege in's Dörfchen

Walten, das am Fuße des Jaufengebirges liegt; der Hauptzug des Thales aber geht weſtwärts und enthält noch die Gemeinden Stuls, Moos, Platt, Pfelders und Rabenſtein. Nur wer auf dieſen Gebirgen gewandert, kann ſagen, er habe Paſſeier geſehen; die enge Thalſohle von Vorderpaſſeier mit den gräſslichen Verwüſtungen und dem ewigen Einerlei iſt wahrlich nicht dazu angethan, dem Wanderer zu genügen; hier oben aber findet er Großartiges und Liebliches in buntem Wechſel, ſo daſs man wol kaum Bedenken tragen dürfte, dieſe Partie Naturliebhabern als eine der intereſſanteſten von ganz Tirol zu empfehlen. Bald geht es durch waldesdüſtere Pfade, von unheimlichen Bergrieſen umſtanden, oder durch wildes Felſengeklüfte und wundervolle Schluchten, bald über friſchgrüne Bergwieſen und ſanfte Hügelreihen, die im Schmucke der Aehren prangen; das Wundervollſte aber ſind die bunten Waſſerſpiele dort oben; überall ſprudelt, plätſchert, rauſcht oder toſt es, je nachdem friſche Quellen traulich ſchäckern tief im Waldesdunkel oder ein Bergbach jubelnd vom hohen Fels ſich ſtürzt. Am meiſten möchte die Wanderung durch Hinterpaſſeier über das Spronſerjoch nach dem Dorfe Tirol anzurathen ſein, die in den Sommermonaten in $1^1/_2$ Tagen ganz bequem und gefahrlos zurückgelegt werden kann und dabei alle oben erwähnten Schönheiten in hohem Maße bietet.

Wir haben nun das Thal, wenn auch nur mit flüchtigem Blicke, kennen gelernt und kommen jetzt dazu, auch mit ſeinen Bewohnern einige Bekanntſchaft zu machen. Um vorerſt über ihre äußere Erſcheinung ein

paar Worte zu ſprechen, muſs ich die Leſer davor warnen, Andreas Hofer, den ſie ja oft im Bilde geſehen, als Typus der echten Paſſeirergeſtalt zu betrachten. So echt paſſeireriſch der Charakter des Sandwirtes war, ſo verſchieden war ſein Aeußeres von dem gewöhnlichen ſeiner Landsleute. Seine Formen waren zu gedrungen, ſein Geſicht zu voll und rund, ſeine Haare zu dunkel, um den Paſſeirer erkennen zu laſſen. Dieſer iſt faſt durchgehends hoher, ſchlanker Geſtalt und ſein meiſt ovales Geſicht zieren blaue Augen und blonde Haare, die untrüglichſten Kennzeichen deutſcher Abkunft. Gar oft überraſchen uns ſo edle Züge, ein ſo feiner Teint, daſs wir beinahe zu glauben verſucht ſind, es ſeien nur verkleidete Bauern, die da vor uns ſtehen. Lange freilich wird dieſer Wahn nie dauern, es müßten denn die Betreffenden lautlos bleiben und ſtumm wie die Fiſche; denn nur ein einziges Wort ihrer Sprache verräth ſie und macht aller Täuſchung ein Ende. Es dürfte vielleicht nicht unpaſſend ſein, hier einige kurze Bemerkungen über dieſelbe anzufügen, um ſie wenigſtens im Allgemeinen zu kennzeichnen. Das Charakteriſtiſche des Dialektes iſt eine beſondere Vorliebe für volle, ungeſchwächte Formen; daher kommen denn Ausſtoßungen, die der benachbarte Burggräfler ſo ſehr liebt, hier nicht vor, und Worte wie: Geſang, geſungen, werden in Paſſeier ſo rein und unverſtümmelt geſprochen, daſs ſelbſt der feingebildetſte Berliner nichts an der Ausſprache auszuſtellen fände. Aber eben jene Vorliebe, die hier Urſache der Uebereinſtimmung mit der Schriftſprache war, iſt auch die Quelle ganz eigenthümlicher

Abweichungen. Dahin iſt die Einſchiebung von Vocalen wie z. B. in „Gelaube“ ſtatt Glaube und der Uebergang des auslautenden e in a zu rechnen; ſelbſt an konſonantiſch endigende Wörter wird das a am Schluſſe angeſetzt: wilda (wild); denna (denn); Lumpa (Lump). Am meiſten aber würden wir das ganz eigenthümliche Gepräge des Dialektes fühlen, wenn wir uns mit ſeiner Phraſeologie hier näher beſchäftigen könnten. So mögen nur ein paar Beiſpiele genügen, welche, da ſie ſehr häufig vorkommende Wörter betreffen, zugleich die oben ausgeſprochene Behauptung rechtfertigen mögen, man erkenne den Paſſeirer am erſten oder zweiten Worte: Grind = Kopf, Bratzen = Hände, ſötta = ſo, higga = ängſtlich, fürſchi = vorwärts, hinterſchi = rückwärts, gabich = verkehrt, mangger = wenigſtens, grantig = unwillig, Pfoat = Hemde, Granitz = Grenze. Daſs alle dieſe Wortformen nichts weniger als wollautend ſind, darüber kann wol nicht der geringſte Zweifel beſtehen und ſo bietet denn der Dialekt in buntem Wechſel Weiches und Volltönendes, Hartes und Derbes. Dasſelbe Gemiſch von Derbheit und Weichheit, das wir in der Sprache fanden, treffen wir auch im Charakter der Paſſeirer. Doch iſt dieſe bei Weitem das Vorwiegende und Tiefere, der eigentliche Kern, während ich jene die Schale nennen möchte. Das tiefe Gemüth, das unter der rauhen Hülle ſchlummert, äußert ſich auf die verſchiedenſte, manchmal äußerſt überraſchende Weiſe. Obwol der Paſſeirer ſelbſt nichts weniger als wolhabend iſt, vielmehr ein Leben führt, das wir ein ſehr dürftiges nennen würden, da auf den Höhen der

Waſſermangel häufig Miſsernten veranlaſst, unten aber im tiefern Thale die Wildbäche jährlich ihre Verwüſtungen anrichten, ſo kann er doch keinen Nothleidenden ſehen, ohne ihm hilfreich beizuſpringen.

Der Paſſeirer überläſst ſich ganz ſeiner natürlichen Herzensgüte; ob er die Wolthat einem Würdigen ſpende, darum fragt er nicht und jenes ennianiſche Dictum: „Schlecht angelegte Wolthat wird nur Uebelthat“ möchte wol Niemanden fremder klingen als ihm. Dieſelbe Herzensgüte äußert ſich auf die ſchönſte Weiſe in der Sorge und Liebe für unmündige, hilfsbedürftige Kinder, die ſeiner Pflege anvertraut werden; es iſt nämlich Sitte im Burggrafenamte, Kinder, die ſehr ſchwächlicher Geſundheit ſind, nach Paſſeier in die Pflege zu geben. Die Zartheit und Sorgfalt, mit der dieſe armen Geſchöpfe hier behandelt werden, iſt wahrhaft rührend. Damit aber Niemand verſucht ſei, Eigennutz als Motiv dieſer Handlungsweiſe unterzuſchieben, will ich bemerken, daſs der Lohn, der für die Bemühungen um ein ſolches Kind ausgeſetzt wird, ſehr gering iſt.

Ein anderes Gebiet, das als Probeſtein für den Sinn eines Volkes gelten kann, iſt das der Liebe. Kaum dürfte dieſes Gefühl irgendwo reiner und zarter blühen, als in unſerem rauhen Thale, kaum eine ſolche Tiefe und Innigkeit anderswo bei einem ſchlichten Landvolke getroffen werden. Manche Erſcheinungen dieſer Art ſtreifen vollends an das, was wir Sentimentalität zu nennen pflegen, aber ſie beleidigen uns nicht, da ſie nicht Erzeugniſſe einer kränkelnden Phantaſie, ſondern reine Kinder der Natur ſind. Ihre

Geſtändniſſe ſind voll Poeſie und ſie ſagen, nur mit ſchlichteren Worten, dasſelbe, was des Dichters Verſe:

Wenn mir der ſtille Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So ſchleicht ihr Bild ſich leiſe
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr.
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

Widerſtreben manchmal äußere Verhältniſſe der Vereinigung der Liebenden, dann tritt die ganze Thatkraft einer ungeſchwächten Natur, die keinem unwürdigen Zwang ſich beugen will, im ſchönſten Licht hervor; es möge nur einen intereſſanten Fall dieſer Art hier zu erwähnen geſtattet ſein. Ein Mädchen, das ſein Herz ſchon vergeben hatte, ſollte nach dem Willen der Eltern eine Ehe eingehen, die ſeiner Neigung fremd war. Als jede Bitte, jedes vernünftige Wort ſeine Wirkung verfehlt, ſchien es ſich ruhig in ſein Schickſal zu ergeben und ließ den Hochzeitstag herankommen; in vollem Feſtſchmucke trat es mit dem „fremden Manne" zum Traualtar und ſpielte vortrefflich die Braut bis zu dem Punkte, wo es galt, das verhängnisvolle „Ja" auszuſprechen; da eilte es plötzlich aus der Kirche nach Hauſe, warf den Putz von ſich, zog die Alltagskleider an und begab ſich auf's Feld zur gewohnten Arbeit. Allerdings eine Erſcheinung, die uns die treue Liebe zugleich und die ſtarke Seele einer Paſſeirer Schönen ahnen läſst! Doch können ſolche Vorkommniſſe ſchon

ihrer Natur nach nicht zu den alltäglichen gehören, ſo iſt es dagegen in derlei Lagen ganz gewöhnlich, daſs der vom Mädchen bevorzugte, von den Eltern aber zurückgeſetzte Liebhaber vor dem Seelſorger erſcheint und feierlich proteſtiert gegen den Zwang, der ſeinem Lieb angethan werden ſoll. Da wir jetzt ſchon einmal auf dies Thema gekommen ſind, dürfte vielleicht mancher Leſer erwarten, hier auch über die Hochzeiten in Paſſeier und die darauf bezüglichen Gebräuche Einiges von Intereſſe aufgeführt zu finden. Leider muſs ich aber geſtehen, daſs in dieſer Beziehung alles Eigenthümliche im Thale verſchwunden iſt, man wollte denn das monſtröſe Hochzeitsmahl, das auf die kirchliche Feierlichkeit folgt, mit dieſem Namen auszeichnen, was gewiſs in vieler Beziehung nicht ungerechtfertigt erſchiene. Daſſelbe beginnt um 10 Uhr Morgens und dauert meiſt ununterbrochen bis zum Abend; vom Speiſezettel genüge es nur Einiges hervorzuheben, was in den Augen des Volkes als das Weſentlichſte gilt und was deſshalb niemals fehlen darf; dahin gehört vor Allem das „Brautmuß", die gustatio, wenn ich ſo ſagen darf, der Paſſeirertafel. Mit welchem Rechte freilich dieſe Speiſe die erſte Stelle in der Mahlzeit einnimmt, wird uns gewöhnlichen Menſchenkindern nicht recht einleuchten wollen, haben wir erſt ihre Beſtandtheile kennen gelernt; doch „sutor ne supra crepidam" heißt es auch hier, iſt uns ja der Paſſeirermagen ein tiefes Räthſel. Um nun zu Nutz und Frommen der Köchinnen, die vielleicht Luſt haben möchten, das Paſſeirer Brautmuß in ihr Küchenrepertoir aufzunehmen,

die Beſtandtheile desſelben anzugeben, ſo ſind es ungefähr folgende: Semmelbröslein, Milch, Butter, Roſinen, Piniennüſschen und was es noch mehr ſolch ſüßen Zeuges gibt. Die ferneren ganz obligaten Gerichte ſind: Knödel, Kalbskopf, „ſüße und ſaure“ Braten. Für die Wahl der übrigen Speiſen beſtehen keine Geſetze, ſie iſt der jedesmaligen Willkür überlaſſen. So ſparſam ſonſt der Paſſeirer iſt, hier iſt das Sparen verpönt und will es Einer verſuchen, ſo kann er der böſen Nachrede nicht entgehen; „der thut krälen“, heißt es von einem Solchen im ganzen Thale. Dabei ſieht man aber lange nicht ſo ſehr auf die Menge der verſchiedenen Speiſen, als vielmehr darauf, daſs das, was gebracht wird, in imponierenden Portionen erſcheine. Der Paſſeirer neigt ſich in dieſer Beziehung ſo ziemlich zu dem non multa sed multum. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daſs er das non multa gerade ſehr urgiert, ſondern am liebſten läßt er ſich Beides vereinigt gefallen. Von den hier auf die Tafel kommenden Schüſſeln werden ſich die Leſer vielleicht am beſten eine klare Vorſtellung machen können, wenn ich ihnen eine intereſſante Enthüllung, die mir eine Wirtin bezüglich des bei ſolchen Gelegenheiten zu den Knödeln erforderlichen Weißbrodes machte, hier mittheile. „Zwei Staar Semmeln“, ſagte ſie, „ſind gerade wie ein Bub in die Höll' g'worfen.“ Nach dieſer, zwar nicht ſehr poetiſchen, aber für die Kenntnis der Thalgebräuche immerhin nicht ganz unwichtigen Epiſode kehren wir wieder zur Betrachtung des Volkscharakters zurück. Wir haben früher das tiefe Gemüth des Paſſeirers mehr

inſoferne betrachtet, als es in ſeinem Verhältniſſe zum Nebenmenſchen ſich äußert; ſehen wir uns nun das Individuum für ſich an. Vor allem kann uns hier eine auffallende Vorliebe und ein warmes Gefühl für die Schönheiten der freien Gottesnatur nicht entgehen. Ja in manchen Fällen artet dasſelbe völlig in Schwärmerei aus. So lebte vor Jahren in St. Martin ein Mann, der ſeine Jugend auf den friſchen Bergeshöhen verlebt, aber ſpäter durch Umſtände genöthigt in's Dorf hatte herniederziehen müſſen; bei Tage zwar hielt er es aus im dumpfen trüben Thale, aber des Nachts ſtieg er regelmäßig hinauf zu den ſteilen Höhen, um dort in reinerer Luft, in reinerem Mondenſchein zu ruhen. Gerade aus dieſer Empfänglichkeit für Natureindrücke möchte ich auch hauptſächlich den unläugbaren Wandertrieb der Paſſeirer herleiten, obgleich ich nicht verkenne, daſs auch andere Urſachen hier mitwirken mögen. Es muſs etwas ganz Eigenes ſein um dies unbeſtimmte Gefühl der Sehnſucht, das die Paſſeirerjugend gleich nach dem Erwachen aus dem Traume der Kindheit ergreift.

Es lockt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wohin?
Es treibt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wozu?

— dieſe Worte dürften wol manchem Paſſeirer dieſes Alters aus dem Herzen geſprochen zu ſein ſcheinen. Dieſer Drang zum Wandern wird auf die verſchiedenſte Weiſe zu befriedigen geſucht; nicht ungerne geſchieht dies durch Wallfahrten, die oft ſehr weit ausgedehnt werden. Daſs bei einem ſolchen Volke auch ein ungemein reiches Phantaſieleben ſich entfalten müſſe, läſst

ſich leicht denken. Daher denn auch der große Reichthum an Sagen im Thale, die etwa größtentheils am beſten mit dem Namen „Naturmythen“ bezeichnet werden können. Nebenbei ſind es auch Schatzſagen, die im Thale eine große Rolle ſpielen; ich erkläre mir dies theilweiſe aus der hier herrſchenden Armut, die ſo gerne mit dem ſich beſchäftigt, was ihr verſagt iſt und am Ende Hilfe hofft aus den Tiefen der Erde. Charakteriſtiſch für unſer Volk iſt auch ſeine Vorſtellung von einem „großen Schatze“; als ich mit einem Burſchen, der mein Führer über den Jaufen war, an einer großen Steinplatte vorübergieng, erzählte er mir, daſs hier ein großer Schatz verborgen liege; „denken ſie ſich“, fügte er bei, „ſechzig Gulden ſollen hier vergraben ſein!“ Bei der nämlichen Gelegenheit erfuhr ich auch eine andere, etwas ausführlichere Sage dieſer Art, die ein paar ſehr intereſſante Züge enthält und meines Wiſſens noch nirgends veröffentlicht wurde. Es dürfte daher vielleicht nicht unpaſſend ſein, mit ihr dieſe Skizze zu beſchließen. „Auf der Jaufenburg lebten vor alten Zeiten zwei Schweſtern, die eine war ſehend, die andere blind; nach dem Tode ihres Vaters theilten ſie die reiche Habe und maßen das Gold mit Scheffeln; dabei aber begieng die Sehende einen gar böſen Betrug; ſo oft ein Scheffel ihrer blinden Schweſter zugemeſſen werden ſollte, kehrte ſie ihn um, um nur die Oberfläche mit Goldſtücken zu belegen. Für dieſe arge That muſs die Neidiſche nun büßen und der Schatz ruht unter der Erde. Wol hat man verſucht ihn zu heben, aber ein großer ſchwerer Mühlſtein, der plötzlich an

einem dünnen Faden über den Köpfen der Schatzgräber ſchwebte, verbreitete Schrecken und vereitelte das Unternehmen." — In den beiden Schweſtern haben wir es vielleicht mit den Nornen zu thun und durch einen neuen Beleg wäre Simrocks Behauptung gerechtfertigt, daſs auch in Sagen des ſüdlichen Deutſchlands dieſe Schweſtern wiederkehren. Der Mühlſtein aber, an einem Faden hängend, erinnert an antike Sagen, worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Auch dieſer alten Skizze muſs ich ein paar kurze Worte beifügen. Das Volk iſt hoffentlich dasſelbe geblieben, aber die Wege ſind in jüngſter Zeit ganz andere geworden; eine neue Straße, um deren Herſtellung auch die Meraner mit ihrem Bürgermeiſter Dr. Weinberger ſich große Verdienſte erwarben, führt nun in's Paſſeier und bequeme Wägen erleichtern die Fahrt in's erinnerungsreiche Thal.

Aus dem Jahre der Enthüllung des Hofer-Denkmales auf dem Berg Iſel.

(1893.)

I.

Volksſchauſpiele in Meran.

Die rührigen Bewohner der alten Landeshauptſtadt Tirols, des nunmehrigen berühmten Kurortes Meran, die durch kräftiges Zuſammenwirken unter Leitung tüchtiger Bürgermeiſter und Kurvorſteher in den letzten Decennien ſchon ſo viele Erfolge errangen, haben ſich nun auch die Pflege und Hebung des Volksſchauſpieles zur Aufgabe geſtellt. Kaum war der ſchöne Gedanke, der zugleich Nährung des altbewährten patriotiſchen Sinnes beim einheimiſchen Nachwuchſe und anziehende Unterhaltung der fremden Gäſte im Auge hatte, mit gewohnter Lebhaftigkeit angeregt, ſo war er auch ſchon zur That geworden — „Tirol im Jahre 1809“ wurde bereits wiederholt unter dem warmen Beifalle der einheimiſchen und fremden, ſtets alle Plätze füllenden Zuſchauer dargeſtellt.

Die glückliche Wahl des Stoffes, der in manchen Hauptſcenen gerade in dieſer Umgebung ſich einſt wirklich abgeſpielt, die begeiſterte Theilnahme der Bevölkerung, die nach Hunderten ſich zur Mitwirkung erbot oder die alten echten Trachten jener Zeit aus den Familienſchreinen hervorholte, und nicht in letzter Linie die tüchtige Leitung des Volksſchriftſtellers Karl Wolf brachten trotz der Kürze der Zeit ſolchen Erfolg zu Stande. Man denke ſich nur dieſen Schauſpielplatz am Fuße des rebenbekränzten Küchelberges, wo einſt Hofer gegen Rusca ſtritt, überragt vom alten Stammſchloſſe Tirol, man denke ſich ihn gefüllt von Hunderten, die in der alten Tracht der Väter, deren Waffen ſchwingend und des geliebten Kaiſers Namen rufend hinaus zum Kampfe ziehen, während oben auf den Höhen ſchon Gewehrgeknatter und Kanonendonner, ſo wie einſt, hier und dort beginnt und das laute Echo weckt, und man wird den Eindruck ſolcher Scenen leicht begreifen.

Doch iſt es etwa nicht allein die Maſſenwirkung an ſolchem Orte, die uns feſſelt, auch die Hauptdarſteller haben ſich in ihre Rollen recht wacker ſchon hineingefunden, und lebende Bilder nach Defreggers Meiſterwerken wirken dazwiſchen wahrlich überraſchend. Dabei wird noch ſtets gebeſſert, jeder beachtenswerthe Wink befolgt, und jeder neue Sonntag — dies iſt der Tag des Schauſpiels — bringt Fortſchritt oder neue Ueberraſchung. Und wer dann noch in die inneren Räume der originellen Bühne blickt — es iſt dies an Werktagen Liebhabern leicht ermöglicht — und in dieſen Garderoben die bunte Menge alter Trachten in der

Nähe ſieht, der muſs darüber auch ſich freuen, wie das ſchöne Unternehmen zugleich zur Erhaltung ſolcher Stücke führt, vielleicht auch dazu beiträgt, die Liebe zum alten, maleriſchen Kleide, welche die Burggräfler am längſten feſtgehalten hatten, in jüngſter Zeit theilweiſe aber auch erkalten ließen, von neuem zu beleben.

II.

Oberſt v. Ditfurth und ſein Enkel.

Durch die Volksſchauſpiele in Meran und durch die Vorbereitungen zur feierlichen Enthüllung des Hofer-Standbildes auf dem Berge Iſel bei Innsbruck werden auch manche Einzelerinnerungen an die Kämpfer des Jahres 1809 aufgefriſcht, und es treten dabei nicht ſelten rührende Züge hervor. Darunter gibt es auch ſolche, die von beiderſeitiger, bis zu den Enkeln fortgepflanzter Anerkennung hervorragender Tapferkeit Zeugnis ablegen und den für ihr angeſtammtes Herrſcherhaus kämpfenden Tirolern ebenſo zur Ehre gereichen wie ihren damaligen Gegnern. Es möge hier eines der ſchönſten Beiſpiele dieſer Art, welches noch dazu durch den engen Zuſammenhang mit der Hofer-Feier in Innsbruck beſonderes Intereſſe erregt, Erwähnung finden.

Der bairiſche Oberſt Karl Freiherr v. Ditfurth, welcher am denkwürdigen 12. April Innsbruck mit heldenmüthiger Tapferkeit zu halten ſuchte und trotz dreimaliger Verwundung bis zur vollſtändigen Er-

ſchöpfung, der dann bald ſein Tod folgte, ſeinen Truppen voranleuchtete, war und blieb ſtets den ebenſo heldenmüthigen Tirolern als der geachtetſte Gegner in ehrendem Andenken. Ich ſelbſt hörte ſchon in meinen erſten Knabenjahren im Vaterhauſe, das einſt durch den Großvater mit Andreas Hofer innig befreundet geweſen war, den Namen Ditfurth mit Achtung nennen, und dieſe im Volksmund traditionelle Anerkennung echt ſoldatiſcher Ritterlichkeit auch im Gegner fand ich ſpäter in allen Schriften über jene Kämpfe vollauf beſtätigt.*) Einige Ergänzungen erfuhr ich aber erſt jüngſt durch gütige Vermittlung des verdienten Herrn Obmannes des Comité für das Hofer-Denkmal Oberſt**) Ritter v. Urich.

Die Achtung der braven Tiroler gegenüber dem ritterlichen Ditfurth war ſchon während des erbitterten Kampfes dadurch in ſchöner Weiſe zum Ausdrucke gekommen, daſs dem durch Blutverluſt erſchöpften und einen Labetrunk verlangenden feindlichen Officier von einem Tiroler Patrioten mitten im Kugelregen und mit eigener Lebensgefahr dieſer Trank gebracht wurde! Und ein anderer Kämpfer aus den Schaaren Hofers, einer der ſchneidigen Stubaier, machte ſich ſofort daran, Frau und Söhnlein des Gefallenen gegen etwaige Gefahr zu ſchützen. Das Söhnchen war, wie ich aus Primiſſers „Denkwürdigkeiten von Innsbruck“ II, 42 erſehe, dann auch auf der Grabinſchrift des auf dem alten Friedhofe

*) Vgl. jetzt auch J. Egger: „Geſchichte Tirols“, III., S. 549, und C. Stampfer: „Sandwirt Hofer“, S. 41.

**) Jetzt General.

zu Innsbruck beſtatteten Vaters erwähnt, deren Schluſs-theil alſo lautete: „Dem geliebteſten der Gatten, dem treueſten der Freunde weinen Gattin und Freunde nie verſiegende Thränen nach. Ihre Liebe lebt im zarten Sprösſling fort.“ Und eben dieſer Sprösſling ſollte ſpäter, als er, zum Jüngling herangewachſen, im Jahre 1823 des Vaters Grab beſuchte, der tapferen Tiroler Achtung auch vor der Tapferkeit des Gegners ſelbſt erproben. Der Kämpfer Tirols, welcher dem ſterbenden Vater einſt den Labetrunk gereicht, wies jeden Dank des Sohnes beſcheiden ab, und ein anderer Kämpe Hofers aus Axams, der ebenfalls am Kampfe in Innsbruck Theil genommen hatte und im Sohne gleich des Vaters Züge wiederfand, rief ihm kernig zu: „Solche Mander, Bübl, wie dein Vater war, gibt's nit alleweil, es iſt völlig Schad' um ihn geweſen.“

Gerechte Schätzung erzeugt ſtets wieder ſolche; das bewies das Verhältnis der Ditfurths zu den Tirolern in der Folgezeit, wo im Verlaufe ſogar directe Berührung mit der Familie Hofers ſich zeigt und des Letzteren Enkel, Karl v. Hofer, an Ditfurths Enkel, Bernhard, die Worte ſchrieb: „Auf friedlichem Wege finden ſich die Enkel zweier feindlichen Helden! Gewiſs eine höchſt intereſſante Thatſache!“

Das bewies jüngſt wieder in ſchöner Weiſe Ditfurths älterer Enkel Freiherr Moriz, der, durch Tagesblätter auf unſere Hofer-Feier aufmerkſam geworden, dem Comité ſpontan eine Spende ſchickte und daran die ſchönen Worte knüpfte, die wol am beſten dieſe Erinnerungen ſchließen und den Enkel Ditfurths

nicht weniger ehren als Hofer und ſeine braven Kämpfer. Moriz v. Ditfurth ſchrieb: „Es drängt mich, durch einen Beitrag zu dem Denkmal den Helden zu ehren, gegen den im Kampfe auch mein Großvater am 12. April 1809 nach tapferer Gegenwehr, in voller Erfüllung ſeiner Soldatenpflicht, den Heldentod geſtorben iſt. Nun ſind wol die Beiden in einer beſſeren Welt friedlich vereinigt, und ich handle gewiſs nur im Sinne meines unvergeſslichen Großvaters, wenn ich das Comité erſuche, dieſen Beitrag gütigſt ſeiner Beſtimmung entgegenzuführen. Ein zeitgenöſſiſcher Schilderer der Ereigniſſe in Tirol ſchrieb anläſslich des Todes meines Großvaters: „Heil ihm — er fand in der Blüthe ſeiner Jahre, auf der Höhe ſeines Glückes den Tod des Helden von tapferer Männer Hand, die für ihr Höchſtes wie Helden fochten.“ Den beſten dieſer Helden, den opfermüthigen Andreas Hofer zu ehren — ſei nun auch mir, dem Enkel des einſtigen Gegners, geſtattet.“

Zur Majafrage.

(1894.)

„Zur Majafrage" betitelt ſich eine Schrift, mit welcher der um die Hebung des Kurortes Meran hochverdiente und ebenſo als Schriftſteller bekannte Dr. Franz Tappeiner die in Innsbruck tagende Anthropologenverſammlung bei dem ſchließlich nach Meran, in die „neue Maja" unternommenen Ausfluge beſchenkte (Meran, S. Pötzelberger 1894). Da dieſelbe zu der ſeit dem vorigen Jahrhundert bis in die neueſte Zeit vielbeſprochenen, aber in Einzelheiten jetzt mehr als je ſtrittigen Frage intereſſante Beiträge bietet, dürfte der nicht nur den Archäologen, ſondern auch den vielen Beſuchern Merans nahe liegende Gegenſtand es rechtfertigen, wenn die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe darauf gelenkt wird. Die einſtige Exiſtenz einer römiſchen statio in der Gegend des heutigen Weltkurortes Meran-Mais iſt zwar durch die Inſchrift der bekannten, jetzt im Muſeum zu Innsbruck befindlichen Ara Dianae — auch bei der Erklärung des Altmeiſters Mommſen

und der Annahme einer doppelten statio Maiensis, wovon die eine bei Maienfeld*) — sowie durch die Vita Corbiniani des Arbeo sattsam beglaubigt; die Streitpunkte betreffen, wie gesagt, Einzelheiten, namentlich bezüglich einer näheren Bestimmung der Lage, die gerade in den letzten Jahrzehnten zu anregenden Erörterungen geführt haben. Bis dahin galt Roschmanns im Jahre 1746 aufgestellte Ansicht, dass die statio Maiensis auf dem Boden von Mais gestanden, dann am Anfange des 9. Jahrhundertes plötzlich durch einen großen Bergsturz aus dem Naifthale, welcher die große Schutthalde von Obermais herausgebildet und gleichzeitig eine Laufänderung des Passerbaches bewirkt habe, begraben worden sei, als fast unumstößlich; auch noch Forscher, wie J. Thaler**) und Justinian Laburner, konnten sich den Darstellungen von der großen „Muhr", die im Jahre 1859 der Ingenieur J. Jordan eingehend auffrischte, nicht ganz verschließen***). Seit dem Beginne der Siebziger Jahre aber wurde nach den Anregungen des Archiv-Registra-

*) Vgl. übrigens über die ganze Sache jetzt die klare und gut belegte Beurtheilung bei J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, 2. Aufl. (Innsbruck 1887) S. 28.

**) Gegen die Ansicht von der Aenderung des Passerlaufes hat sich aber Thaler bereits 1859 (Ueber die Stadt Maja S. 6) ausdrücklich erklärt.

***) Bei dieser Gelegenheit darf wol das S. 18 in dem jüngst in Wien erschienenen Buche von Paul Clemen („Tiroler Burgen", Braumüller 1894) vorkommende Versehen, Thaler habe zuerst die Ansicht vom Bergsturze ausgesprochen und dieselbe sei dann von Roschmann wiederholt worden (!), kurz

tors J. Vetter aus Karlsruhe und beſonders ſeit dem Erſcheinen einer zuerſt auch neuere geologiſche Forſchungen heranziehenden Schrift des vielſeitig thätigen Archivdirectors v. Schönherr (Innsbruck 1873) Roſchmanns Anſicht vom großen Bergſturz erſchüttert und Prof. J. Jung erklärte dann in ſeinem Buche „Die romaniſchen Landſchaften des römiſchen Reiches“ (Innsbruck 1882) die Entſtehung jener Hypotheſe durch gelehrte Erinnerung an ähnliche Erſcheinungen in Italien, z. B. bei dem gerade zu Roſchmanns Zeit wieder entdeckten Veleia.

Seitdem entwickelte ſich nun naturgemäß hauptſächlich die Frage um die Lage der alten statio Maiensis — ob am rechten Ufer der Paſſer (Meran), oder doch am linken (Mais), wie man früher annahm. v. Schönherr entſchied ſich für erſteres, wie auch Prof. C. Stampfer, der Geſchichtſchreiber Merans, welcher dann in mehreren Schriften die beſtimmte Anſicht, Maja könne nur an der Stelle der Oberſtadt von Meran ſich befunden haben und zwar vom Paſſerthore herab bis zum jetzigen Magiſtratsgebäude mit dem Praetorium auf der felſigen Anhöhe des heute ſogenannten Pulverthurmes, zu begründen ſuchte; Sanitätsrath Dr. B. Mazegger, welcher zuerſt der früheren Verſchleuderung der Funde ſteuerte und nun aus einer Reihe von Entdeckungen in Mais

---

berichtigt werden. Wahrſcheinlich entſtand dasſelbe durch Miſsverſtändnis einer Stelle des diesbezüglichen trefflichen, auch die geologiſchen Forſchungen nach Fuchs erweiternden Referates Dr. Mazeggers (Römerfunde in Obermais 1887, S. 12).

eine ſchöne Sammlung zuſammenſtellte, legte dagegen, ebenfalls in mehreren Arbeiten, wieder die Lanze für Mais ein, und es war ein Vergnügen, den in den letzten Jahren zwiſchen Stampfer und Mazegger mit gegenſeitiger Achtung und edlen Waffen geführten Kampf zu verfolgen. Und jetzt alſo tritt Neſtor Tappeiner gewiſſermaßen als Vermittler in den Kampfplatz. Wenn er davon ausgeht, daſs die statio Maiensis noch im dritten Jahrhundert n. Chr., aus welcher Zeit uns in der Inſchrift der Ara Dianae die erſte urkundliche Erwähnung erhalten iſt, nicht große Ausdehnung gehabt und ſich erſt allmälich, bis zum endlichen Auftreten als civitas im achten Jahrhundert, vergrößert habe, ſo dürfte die beſonnene Annahme kaum auf Widerſpruch ſtoßen. In der Beſtimmung der urſprünglichen Lage entſcheidet er ſich mit Vetter, v. Schönherr und Stampfer für das rechtſeitige Paſſerufer, präciſiert aber ſeine Anſicht dahin, daſs dieſelbe zwiſchen dem jetzigen Paſſeirerthor Merans und der Zenoburg zu ſuchen ſei. Auch er benutzt dafür Arbeos Beſchreibung der Stelle, an welcher derſelbe einſt in der Nähe des Castrum Maiense abſtürzte und fügt bisherigen Beweisverſuchen, daſs ſie nur auf das rechte Paſſerufer paſſe, weitere ortskundige Bemerkungen bei, die allerdings, will man jenen Bericht nicht überhaupt anzweifeln oder an demſelben deuteln, beim Localaugenſchein kaum den Eindruck verfehlen werden*). Auf

*) Den Wortlaut der Stelle „in praecipitium castri“, abgeſehen von der Lage, hat aber Mazegger, Majafrage (1889) S. 32 beſſer erklärt als Tappeiner S. 5.

der Höhe der Zenoburg selbst, wo sich an Burgmauertrümmern noch jetzt Kennzeichen einer römischen Füllmauer zeigen, habe sich wol schon im ersten christlichen Jahrhundert ein römisches Castell befunden. Mit der Erweiterung der statio habe sich nach und nach aber auch Ansiedelung auf dem linken Passerufer entwickelt, indem dort Colonistenhäuser und Villen erstanden. Villenbauten in Mais, resp. in der Lazag hatte auch C. Stampfer, Geschichte der Stadtmauer S. 9, zugegeben.

Das bisherige dürfte wol schon in dieser Skizze — die näheren Terrainforschungen und geologischen Auseinandersetzungen wollen selbst gelesen sein — den Eindruck einer gut durchdachten Vermittlungstheorie gemacht haben. Bei der schließlichen Erklärung des plötzlichen Verschwindens Majas kehrt aber dann Tappeiner überraschend zur Annahme einer Naturkatastrophe zurück, jedoch in einer neuen, von der nun allseitig verurtheilten Hypothese Roschmanns ganz verschiedenen Weise. Er sagt darüber im Endergebnisse kurz zusammenfassend: „Wahrscheinlich gieng um jene Zeit ein gewaltiger Naifmuhrausbruch direct von Osten nach Westen zum hinteren Felsabhange des Zenoberges und staute sich da mit gewaltigen Felsblöcken und Schutt am Zenofelsen hoch auf und sperrte die Passer ganz ab, so dass sich von da bis gegen Riffian ein mächtiger See bilden musste, welcher dann beim plötzlichen Durchbruch der Sperre mit seinen Fluten das ganze rechtseitige Passerufer mit allem, was da stand, Gebäuden, Mauern und Thoren bis auf den Felsgrund wegspülte.“ Auch der-

jenige, welcher auf ſolchem Gebiete ſich kein Urtheil anmaßen kann, wird in jedem Falle ſeine Combination anerkennen müſſen, die nebenbei bemerkt, zugleich die ſpärlichen Funde auf dem rechtſeitigen Paſſerufer gegenüber den reicheren auf dem Villengebiete von Mais erklären könnte. Der Verfaſſer hebt in ſeiner durchaus objectiven Weiſe die geringe Anzahl der erſteren ſelbſt ſtark hervor; ich möchte in dieſer Hinſicht auch auf noch mögliche Ergänzungen, z. B. auf den 1873 in Meran gemachten und zum Theil noch rechtzeitig von mir erworbenen Fund von Bronzemünzen aus der Zeit Trajans bis zur Conſtantiniſchen nicht zu großen Wert legen, da derſelbe, ſo viel noch zu erfahren war, in der unteren Stadt und zwar als ziemlich zuſammenhängende Gruppe entdeckt wurde*).

Im Anſchluſſe noch ein paar kleine Bemerkungen. Mir will, nachdem ich ſeit meiner Jugend alle Unterſuchungen auf dieſem ſchwierigen Gebiete verfolgt und in den letzten Jahren wiederholt mit befreundeten Gelehrten alle dieſe Stätten unter Berückſichtigung ſämmtlicher Hypotheſen in Augenſchein genommen habe, der Gedanke nicht aus dem Sinn kommen, daſs, wie die Sachen nun ſtehen, vielleicht Verſuche von Grabungen an verſchiedenen Stellen der alten Zenoburg einige Ausſicht auf Erleichterung gewiſſer Entſcheidungen bieten könnten. Wenn es nämlich mehr als wahrſcheinlich iſt,

*) Die Stellen der Münzfunde in Meran ſind bisher überhaupt leider mehrfach ziemlich unbeſtimmt; vgl. Flavian Orgler, Fundorte von antiken Münzen in Tirol, Zeitſchrift des Ferdinandeums 1878, S. 74.

daſs die Verhältniſſe der statio Maiensis nicht nach der Entſtehung aus einem ausgedehnteren römiſchen Lager, wie uns dasſelbe die an die Berichte des Polybios, des ſogen. Hyginus, des Vegetius ſich anſchließenden neueren Forſchungen, freilich noch immer mit manchen Schwankungen im einzelnen, darſtellen*), zu beurtheilen ſind, ſo läge es nicht ferne, gerade die alte Zenoburg, welche auch vor Tappeiner manche bereits als römiſches Caſtell bezeichnet hatten (vgl. z. B. V. Webers Meran S. 149 und C. Stampfer Burgen in Meran und Umgebung S. 20), als den erſten Stützpunkt der Operationen in dieſer Gegend zu betrachten. Die Römer beſetzten bei ihrem Eindringen unter Druſus ſolche Schlüſſelpunkte, auf denen ſchon früher rätiſche arces, wie ſie Horaz Carm. IV, 14, 11 nennt, oder castella, von deren Eroberung Velleius II, 95 ſpricht, geſtanden, gewiſs in erſter Linie und dieſelben boten nach der Herabwerfung und vollſtändigen Bezwingung der Feinde zunächſt der zurückgelaſſenen, ſicher nicht übergroßen Beſatzung den beſten Standort**).

Man denke z. B. auch an die Station Subsavione mit dem ausgedehnten Caſtell Säben (Sabiona) und der

---

*) Vgl. jetzt beſ. noch Fr. Hankel in den neuen Jahrbüchern f. Philologie 1880 S. 737 ff. und 1881 S. 857 ff.

**) Daſs überhaupt von vorneherein zur Beſitzergreifung der Gegend der nachmaligen statio Maiensis nur eine Heeres-Abtheilung, deren Zahl nach damaligen Verhältniſſen nicht zu überſchätzen iſt, von Pons Drusi heraufgeſchickt wurde, iſt gewiſs mit Recht bemerkt worden; vgl. auch C. Stampfer, Vorgeſchichte von Meran (1884) S. 10.

in dortiger Gegend errichteten Zollſtätte (vgl. J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, 2. Aufl. S. 29) oder an Formigar, jetzt Sigmundskron bei Bozen, wohin ſeit dem berühmten Grafen B. Giovanelli manche Forſcher geradezu Pons Drusi verlegen wollten. Bezüglich der ähnlich ausgedehnten Zenoburg bemerkte ſelbſt der ganz anderen Anſichten huldigende Alt-Meraner J. Jordan in der Schrift über Maja S. 95, „daſs die Gebäude einſt offenbar über den heutigen Felſen hinausgiengen, aber durch das Unterſpülen desſelben durch die Paſſer, wie ein großer Theil des Felſens ſelbſt, hinabſtürzten.“ Beobachtet man nun dazu in den heutigen Trümmern der Schloſsanlage, obwol letztere im Mittelalter natürlich Veränderungen erlitt, neben Spuren einer römiſchen Füllmauer das Hauptthor vorne an der Kreuzung der Wege einerſeits über den Küchelberg nach Tirol und anderſeits nach Paſſeier, ferner die oben ſich gegenüber liegenden Seitenthore, ſo würde man nur noch die der porta praetoria gegenüberliegende decumana vermiſſen, um theilweiſe Erinnerungen an römiſche Lagerverhältniſſe auch im kleineren Maßſtabe dieſer Caſtellanlage herauszufinden. Ich will übrigens den Vergleich mit einem kleinen Lager gewiſs nicht ſehr urgieren, müſste ich ja da auch auf Einwendungen bezüglich der bei der gegenwärtigen Terraingeſtaltung geradezu in den Paſſerabgrund blickenden decumana gefaſst ſein; ich möchte bei dieſer Gelegenheit nur dafür, wie wenig man unter gewiſſen Verhältniſſen immer nach einer Schablone vorgehen kann, darauf hinweiſen, daſs bei Ammian XXV, 6, 7

erzählt wird, Julian habe ein Lager aufgeſchlagen, das von drei Seiten durch Felſen eingeſchloſſen, nur an einer Seite — von der porta praetoria her — zugänglich war (vgl. zur Sache J. Marquardt römiſche Staatsverwaltung II, 401). Doch laſſen wir auch ſolche Dinge mit Einzelheiten neuerer Detailforſchungen bei Seite, der Zenoberg iſt jedesfalls ein von der Natur geſchaffener Platz, um nicht nur Wege zu beherrſchen, wie es ſich auch im Jahre 1809 wieder zeigte*), ſondern auch die jenſeits des Fluſſes liegenden Gebiete zu überblicken. Und ſolche Punkte ließen die praktiſchen Römer überhaupt nicht leicht außer Acht (vgl. Kubitſchek-Frankfurter, Führer durch Carnuntum, S. 10). Freilich eine noch weitere Ausſicht und zugleich eine gewiſſe Deckung des Caſtells bietet der auf dem gegenüberliegenden Küchelberg ſtehende ſog. Pulverthurm, in deſſen innerem Theile zuerſt F. Plant**) römiſches Bauwerk erkannte; wir könnten alſo da wol einen bald nach der Beſitzergreifung entſtandenen Wartthurm annehmen, da meines Wiſſens nichts dazu zwingt, dieſen inneren Bau erſt der ſpäten Römerzeit zuzuſchreiben und ſolche Wartthürme in den Alpen überall ſich erhoben (vgl. die Zuſammenſtellungen bei P. Clemen Tiroler Burgen S. 21)***). Wären nun aber dieſe

*) Vgl. Stafflers Tirol II, 687 und C. Stampfer, Geſchichte von Meran S. 259.

**) Berg-, Burg- und Thalfahrten bei Meran (Meran 1885) S. 41; vgl. dazu jetzt P. Clemen S. 20.

***) Darüber, wie es ſich mit der Angabe in B. Webers Meran (1845) S. 73 verhält, daſs an der ganzen Bergesſeite,

beiden Punkte für die ursprüngliche militärische Occupation fixiert, so würde der Anschluss der pacis opera, um einen Ausdruck des Tacitus (Hist. IV, 22) zu gebrauchen, also der Vorrathshäuser, Buden, Villen u. dgl., sowol auf der Strecke Zenoburg-Pulverthurm resp. Passeirerthor, als auch auf der gegenüberliegenden Flussseite, zunächst in der Lazag, welche Gegend bereits B. Webers Meran S. 111 hervorhebt und wo auch Sanitätsrath Dr. Mazegger besonders zahlreiche Funde machte*), sich leicht erklären. Bezüglich des Zweckes der Besatzung von Teriolis im 4. Jahrhundert möchten wir auf die Auseinandersetzung von J. Jung, Römer und Romanen S. 53 verweisen.

Sollten diese Zeilen, welche, weil nur in Zwischen-

---

welche sich vom Pulverthurm gegen den Zenoberg erstreckt, beim Umgraben Spuren ehemaligen Gemäuers und einer größeren Ansiedlung sich fanden, wäre vielleicht auch eine nähere Aufklärung wünschenswert.

*) Auch im Fundbericht Dr. Mazeggers in der „Meraner Zeitung" vom 10. October 1894, Nr. 121, und im „Bote f. T. u. V." vom 12. ds., Nr. 234, tritt diese Lazag, die auf dem linken Passerufer dem Zenoberge gegenüber sich hinziehende Gegend, wieder bedeutend hervor. Dass dann im Verlaufe bei der unläugbaren Erweiterung der Ansiedlung auch andere Stellen von Mais bebaut wurden, wäre auch bei unserer Annahme leicht erklärlich. Sehr interessant wäre es, wenn die zweite, nun von Dr. Mazegger, außer der Lazag, noch betonte Fundstelle in der Gegend der Maria-Trost- und Pfarrkirche näher untersucht würde; vielleicht gelänge es dann dem unermüdlichen Forscher, aus bezeichnenderen bisherigen Funden und den noch zu erwartenden, Hauptcharakter und Entstehungszeit der dortigen Gruppe der Ansiedlung einigermaßen zu bestimmen.

ſtunden entſtanden, ohne jede Prätenſion auftreten, nur dazu beitragen, das Intereſſe für die dankenswerten Unterſuchungen in weiteren Kreiſen wach zu halten, vielleicht auch die emſigen Forſcher Merans zu erneuten Anſtrengungen anzuregen und Probeverſuche auf der Zenoburg, die Dr. Tappeiner, wie an anderen Orten, gewiſs wieder opferwillig übernehmen würde, zu erleichtern, ſo wäre ihr Zweck erreicht.

Doch nun zum Schluſſe noch Etwas! Bereits im Jahre 1835 hatte man in Meran daran gedacht, zur Förderung der Majaforſchung einen Verein zu gründen und zu dieſem Zwecke eine Verſammlung veranſtaltet (vgl. Jordan S. 102); es haben dann 1859 J. Thaler (Maja S. 19) und J. Jordan (S. 103) dieſen Gedanken neu anzuregen geſucht. Sollte jetzt, nachdem das damalige Landſtädtchen Meran und das einfache Dorf Mais ſich zum weltbekannten Kurorte emporgeſchwungen, der unter Einheimiſchen und Fremden ſo viele hochgebildete und wolhabende Bewohner zählt, darunter für die Sache begeiſterte Forſcher und Anreger, wie Mazegger, Stampfer, Tappeiner, nicht die Zeit gekommen ſein, jenen ſchönen Plan zu verwirklichen? Was ſolches Zuſammenwirken im Vereine zu leiſten vermag, erſieht man z. B. in unſerem Oeſterreich jetzt gerade an den ſo raſch fortſchreitenden Entdeckungen in Carnuntum*); iſt Maja auch mit Carnuntum an Wichtigkeit nicht zu vergleichen und dürfen wir uns ſo

*) Vgl. Jahresberichte des Vereins Carnuntum, Wien 1885—93 (97).

überschwänglichen Hoffnungen auf große Schätze, wie sie Jordan einst äußerte, allerdings nicht hingeben, so würde jedenfalls auch hier durch, so am ehesten mögliche, planmäßig verfolgte Untersuchungen manches Licht der Wissenschaft und dem Kurorte ein neues Blatt des Ruhmes zu Theil. Zugleich könnte ein solcher Verein auch über die weitere Umgebung Merans wachen, damit nicht, wie es bekanntlich nicht selten geschehen, zufällige Funde verschleudert werden oder unwiederbringlich verloren gehen.

(1898.)

Hier mögen nun noch ein paar nachträgliche Bemerkungen angereiht werden. Zu meiner Freude hat sich auch in den letzten Jahren das Interesse für diese Frage immer rege erhalten. Außer mehreren Beiträgen in den Meraner Localblättern, von denen einige für meine oben dargestellte Hypothese sich entschieden, sind besonders zwei neue eingehendere Schriften des Sanitätsrathes Dr. Mazegger und des Dr. von Tappeiner zu erwähnen.*) Dr. v. Tappeiner theilt als Resultat der von ihm in freundlicher Befolgung meines Rathes bisher auf dem Hügel der Zenoburg vorgenommenen Grabungen S. 28 mit, „dass unter den auf der Zenoburg ausgegrabenen Funden sich

*) Die Römerfunde und die röm. Station in Mais von Dr. B. Mazegger, Innsbruck 1896. — Zum Schluss der Maja-Frage von Dr. F. Tappeiner, Meran 1897.

unzweifelhaft prähiſtoriſche und römiſche Scherben befinden. Die römiſchen Scherben ſtammen von Terra-sigillata-Gefäßen, im ganzen neun Stücke, die zu mindeſtens zwei Gefäßen gehörten, und zwar zu flachen Schalen. Auf der Innenſeite eines Bodenſtückes ſind Reſte eines vertieften Stempels erhalten. Damit iſt erwieſen, daſs der Felskopf der Zenoburg ſchon in vorgeſchichtlicher und in römiſcher Zeit beſetzt war." Es wurde alſo bereits durch dieſe Funde erwieſen, was ich im Jahre 1894 vermuthet hatte. (Vgl. oben S. 60.)

Ferner erhielt ich durch Prof. Dr. A. Schatz in Meran noch weitere Nachträge zu den Fundberichten auf dem rechten Paſſerufer. Dieſelben, die ich anderswo näher beſpreche, lauten im Weſentlichen dahin, daſs bereits im Jahre 1878 am nördlichen Abhange der Zenoburg, im Acker hinter dem viereckigen Thurme eine noch mit allen Fundangaben erhaltene Bronzemünze des Druſus ausgegraben wurde — alſo eine Druſusmünze gerade auf dieſem Platze! — und daſs im Jahre 1897 auch in der Stadt ſelbſt wieder einmal eine Entdeckung gemacht wurde, nämlich eine Bronzemünze des Gallienus im Hauſe der Frau Gemaßmer, Waſſerlauben Nr. 9. Mehren ſich ſo die Funde auf dem rechten Paſſerufer neben den allerdings, aber aus erklärlichen Gründen, zahlreicheren auf der Maiſer Seite doch zuſehends, ſo dürfte meine ohnehin ziemlich naheliegende, den Streit vermittelnde Hypotheſe vielleicht im Verlaufe mehr und mehr beſtätigt werden und möglicherweiſe komme ich dann mit Sanitätsrath Dr. Mazegger, der meine voranſtehenden Zeilen in ſeinem letzten

Buche auch als eine „ſtreng ſachlich gehaltene Arbeit“ bezeichnete (S. 53), zu noch größerem Einverſtändnis, was mich dieſem Forſcher gegenüber beſonders freuen würde.

Weiteres Vergnügen bereitete mir heuer die Kunde, daſs die längſt geplante Gründung eines Local-Muſeums in Meran, welches dem Landes-Muſeum in Innsbruck durchaus nicht ſchaden ſoll und darf, aber gerade auch ſolche Forſchungen unter der Aegide Mazeggers und v. Tappeiners — C. Stampfer iſt indeſſen leider ſchon heimgegangen — nur fördern könnte, endlich in naher Ausſicht ſtehe. Nur ſo vorwärts in der altberühmten und neu aufblühenden Paſſerſtadt auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiete!

Erinnerungsblatt

für

Prof. Cöleſtin Stampfer, den Geſchichtſchreiber der Stadt Meran.

(1895.)

Es war kein äußerlich reich bewegtes Leben, das durch den Heimgang des Prof. Stampfer abgeſchloſſen wurde, und dennoch hat der beſcheidene Mann eine Bedeutung erlangt, die ſein Scheiden für weite Kreiſe ſchmerzlich fühlbar macht. Volle 42 Jahre wirkte der nun Verblichene im Dienſte der Jugendbildung und ſtiller wiſſenſchaftlicher Arbeit am Gymnaſium in Meran als einfacher Profeſſor, ohne je nach einer anderen Stelle zu trachten, bis er wie ein edler miles veteranus noch treu auf ſeinem Poſten ſtehend dahingerafft wurde. Und nun trauert um ihn ſein Stift, deſſen Traditionen er, als Schüler der Trias Albert Jäger, Beda Weber, Pius Zingerle ſtets hochgehalten; es trauert das Gymnaſium mit der großen Zahl der Schüler, die er dort ſeit ſo langer Zeit geleitet und

erzogen; es trauert ohne Unterſchied einer Parteirichtung die geſammte Stadt Meran, deren Geſchichtſchreiber und Ehrenbürger er geworden, und mit der alten Landeshauptſtadt auch das ganze Land um den braven Sohn, deſſen Name als Hiſtoriker weit über die engeren Grenzen drang.

C. Stampfer, am 3. September 1823 zu Burgeis im Vinſtgau geboren*), wurde als junger Benedictiner von Mariaberg im Jahre 1852 zum Lehrer am Gymnaſium in Meran beſtellt. Schreiber dieſer Zeilen war unter ſeinen erſten Schülern und er weiß, daſs er nur aus dem Herzen aller ſpricht, wenn er den vielſeitig anregenden Einfluſs, den Stampfer ſofort ausübte, hier hervorhebt. Mit edler Würde, zielbewuſster Klarheit und gerader Offenheit war damals ſchon wahre Menſchenfreundlichkeit vereint, die ihm fortan und bis zu ſeinem hohen Alter die Liebe aller Schüler und aller Freunde dauernd ſicherte. Geziertes Weſen und Schönthuerei waren ihm zuwider; derartiges verſcheuchte er am liebſten und in kurzer Weiſe durch ſeinen Witz. Betonung der Eintracht unter Mitſchülern lag ihm ſtets am Herzen; an die Lehrſtunden auf dem Gebiete der Naturgeſchichte, welche er zuerſt neben der Geſchichte hauptſächlich zu behandeln hatte, knüpfte er öfter lehrreiche Excurſionen, wobei er nicht nur zur Sammlung von Objecten, ſondern auch zum ſchönen Zuſammen-

*) Vgl. Wurzbach, Biograph. Lexicon des Kaiſerthums Oeſterreich 37, S. 125; Scriptores Ordinis S. Benedicti S. 457; Keiter, Kathol. Literaturkal. 1894, S. 201; Kürſchner, Deutſcher Literaturkal. 1894, S. 1152.

wirken anzuregen ſuchte. Damals wurden von ihm im Vereine mit ſeinem jüngeren Freunde, dem Montaniſtiker Franz Hafner, welcher jetzt als verdienter k. k. Steuereinnehmer im Ruheſtande wieder in der Vaterſtadt Meran weilt, die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen der Anſtalt neu geordnet und bereichert. Im Geſchichtsunterrichte wurde zugleich auch auf correcten Ausdruck und flüſſige Darſtellung bei der Repetition Wert gelegt und beſonders angenehm war es dem Lehrer, wenn ein Schüler außer dem Schulbuche noch ein anderes, von ihm beim Vortrage gelegentlich erwähntes Werk benützt hatte.

Die literariſche Thätigkeit Stampfers gieng vom Gebiete der Naturgeſchichte, womit ſie im Gymnaſialprogramme 1855 begonnen, bald hauptſächlich auf das der Geſchichte über. Mit klugem Takte wählte er, nachdem er Zutritt zu Archiven und namentlich zu dem in Meran erhalten hatte, Stoffe aus der Geſchichte jener Gegend, in der er zu Hauſe war und wirkte. Die Beiträge, welche er 1859—62 in der Zeitſchrift des Meraner Leſevereines, in Beilagen der Bozner Zeitung und im Programme 1860 veröffentlichte, zeigen ſich bereits als die Vorboten der größeren Arbeiten mit beſonderer Rückſicht auf Vinſtgau, Meran und dort ſpielende Ereigniſſe der Befreiungskämpfe. In dieſe Periode, nämlich ins Jahr 1861, fällt auch die erſte ſeiner ausgedehnteren Schriften, die „Geſchichte Vinſtgaus während der Kriegsjahre 1796—1801", von welcher er noch kurz vor ſeinem Tode die zweite Bearbeitung beſorgte. Beſonders anregend wirkte dann auf ihn das

unvergeſsliche „Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Tirols“, für welches er 1865 auch ſelbſt einiges ſchrieb, wie er ſeit 1866 auch am „Geſchichtsfreund“ mitarbeitete. Und nun entwickelte ſich die Thätigkeit immer reicher und raſcher. Noch im Jahre 1865 erſchien die „Chronik von Meran“, welche ſchon 1867 die zweite Auflage erlebte. In den 1867 veröffentlichten „Erinnerungen an die bayeriſche Herrſchaft in Tirol“ ſehen wir eine Vorarbeit zu dem ſpäteren Buche „Sandwirt Andreas Hofer“ (Freiburg 1874; 2. Auflage 1889). 1872 entſtand die „Geſchichte der Stadt Meran in der neueren Zeit 1490 bis 1872“; dieſelbe wurde in der zweiten Auflage (Innsbruck 1889) zu einer vollſtändigen Geſchichte der Stadt „von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart“ erweitert, nachdem im Jahre 1888 in der Programmabhandlung die „Geſchichte der Stadtmauern von Meran“ behandelt und dabei auch die Stellung des Verfaſſers zur vielbehandelten „Majafrage“ näher dargeſtellt worden war. Stampfer freute ſich aber nicht nur an der Erforſchung der ſchönen Geſchichte der Stadt, ſondern als wahrer Freund auch an dem neueſten Aufblühen derſelben zum Weltkurorte, wie dies viele Stellen ſeiner Schriften beweiſen; ja dieſe Freude führte ihn ſogar noch einmal zu botaniſchen Programmabhandlungen zurück (1875 und 1876), worin er die Pflanzen in den Kuranlagen Merans beſprach. Und noch ſeine letzte Schrift „Schlöſſer und Burgen in Meran und Umgebung“ (Innsbruck 1894) zeugt von dieſer Liebe und Begeiſterung. Von ſonſtigen Arbeiten erwähnen wir noch das Lebensbild des alten

Meraner Decans A. Santner (1878) und jenes des Regens G. Purtſcher, welcher zur Zeit der Befreiungskriege eine Rolle ſpielte (Programm 1880, 81, 82), ferner die „Chronik der Marktgemeinde Mals“ (1885) und die „Chronik des k. k. Gymnaſiums zu Meran“ (1886).

So beſcheiden Stampfer war und obwol er nicht Auszeichnungen ſuchte, ſo wenig verhehlte er bei ſeinem ſtets offenen Charakter die Freude an den Glanzpunkten ſeines ſtillen, opferwilligen Lebens. Und dieſe waren, als ihn ſeine zweite Heimat, die aufſtrebende Kurſtadt Meran, zum Ehrenbürger ernannte, als ſein geliebter Abt, ein ehemaliger Schüler, ihm zur Feier ſeiner 40jährigen Lehrthätigkeit ein ſchönes Feſt bereitete und — der Gipfel des Ganzen — als ihn ſein Allergnädigſter Kaiſer mit dem goldenen Verdienſtkreuze mit der Krone auszuzeichnen geruhte.

Sein Andenken wird fortdauern und ein geſegnetes ſein; das dankbare Meran hat ihn durch Aufſtellung ſeines Bildes im Magiſtratsſaale nochmals geehrt.

Egart und Oberhaus bei Meran.

(1880, 1898.)

Unter den Bädern in der Nähe meiner alten Vaterſtadt werden am meiſten genannt Egart, Oberhaus, Ulten, Verdins. So ſind ſie unparteiiſch in alphabetiſcher Ordnung aufgezählt. Es ließe ſich über alle recht viel Schönes ſagen. Ueber die beiden letztgenannten wurden aber ſchon von Anderen wiederholt eingehendere Berichte erſtattet. Das „Mitterbad“ in Ulten, welches durch ſeine ſtarke Eiſenquelle, durch ſeine Naturſchönheiten ebenſo bekannt iſt, wie durch die treffliche Verpflegung, die man dort genießt, hat Heinrich Noé im Jahre 1868 auch noch durch eine im „Frühling von Meran“ mitgetheilte Bismarck-Epiſode intereſſant zu machen geſucht. Ob aber der in jener Liebesgeſchichte auftretende Herr dieſes Namens wirklich der nachmalige Kanzler geweſen, ſcheint noch immer nicht ganz ſicher. Mir wenigſtens wurde bald nach dem Erſcheinen des genannten Büchleins, das ich im „Tiroler Boten“ kurz

beſprach, von einem Rheinländer in Meran geſagt, es habe ſich allerdings in vergangenen Jahren mehrmals ein Bismarck in der Umgebung aufgehalten, den er perſönlich kannte; der ſei jedoch Sprößling einer anderen Linie geweſen. — Doch ich will ja hier über Egart und Oberhaus ein wenig plaudern und gerade darum, weil wir an dieſen in letzter Zeit weniger ausführlich beſprochenen Stätten wahre Muſterſtücke eines alten Meraner Bürger- und eines alten Burggräfler Bauernbades treffen und dieſelben mir manche angenehme Erinnerungen wachrufen.

Egart liegt auf der Töll am Eingang in den Vinſtgau, am rechten Ufer der Etſch. Auf der Anhöhe jenſeits des Fluſſes prangt zwiſchen prächtigen Getreidefeldern und Obſtbaumgruppen das Pfarrdorf Partſchins und über dieſem lugt auf ſteiler Höhe Oberhaus aus zartgrünem Lärchenwalde hervor. In der Gegend der Töll war bekanntlich eine römiſche Zollſtation; bei Partſchins wurde auch die berühmte, einſt vom Grafen Giovanelli, in neueſter Zeit von Mommſen meiſterhaft behandelte Ara Dianae mit der intereſſanten Inſchrift, welche auch von den Maja-Forſchern ſo oft genannt werden muſs*), aufgefunden. Da in dieſer Gegend auch noch andere Inſchriften — ein Grabſtein iſt noch heute in der Mauer des Hochhubenhofes in Partſchins zu ſehen — und Reſte des Alterthums zu Tage kamen, ſo meinte Pfarrer Joſef Thaler und mit ihm Beda Weber, daſs wol auch das Bad Egart

*) Siehe oben S. 55.

ſchon in die Römerzeiten zurückreichen und der Name aus Egerietum „Heiligthum der Egeria“ zu erklären ſein dürfte. Die erſtere Annahme wäre gewiſs nicht undenkbar, da ja die Sorge der Römer für Badeanlagen und Benutzung der Heilquellen auch in den Provinzen bekannt genug iſt; bezüglich der Namensableitung ſchütteln freilich neuere Forſcher auf dieſem Gebiete bedenklich das gelehrte Haupt*).

Im Jahre 1822 wurde durch eine Actiengeſellſchaft in Meran der gegenwärtige Bau mit den breiten Marmortreppen, dem hübſchen Speiſeſaale und den luftigen Schlafgemächern hergeſtellt. Alſo ſchon damals regten ſich in der alten Landeshauptſtadt, deren allmäliche Entwicklung zum berühmten Kurorte man gewöhnlich ſeit dem Jahre 1836 datiert, ſichtlich ſchon Anfänge eines gewiſſen „Kurgeiſtes“. Denn man dachte bei Aufführung dieſes Gebäudes, deſſen Bequemlichkeit dann B. Weber, J. Staffler, ja auch noch Ida von Düringsfeld in gleicher Weiſe hervorhoben, doch kaum ausſchließlich an eine Anſtalt für behäbige Meraner. Dennoch blieb das „Badl“, wie es im Volksmund ſchlechthin heißt, ähnlich wie der Brixner ſein „Badl“ bei Vahrn rühmt, meiſt nur von ſolchen beſucht. Gar manche jener Geſtalten, denen Karl Wolf und Robert Maurer gelegentlich alte Erinnerungen widmeten, waren im heißen Juli hier zu treffen.

*) Einen Ueberblick über die Entwicklung der Ortsnamenforſchung in Tirol mit beſonderer Berückſichtigung der Verdienſte Chr. Schnellers habe ich in der „Wiener Zeitung“ 1893 Nr. 277 entworfen.

Ich gedenke noch immer gerne jenes feierlichen Augenblickes, als ich, ein achtjähriger Knabe, an der Seite meines lieben Vaters zum erstenmal in den Speisesalon trat, die bunten Papageigruppen an den bemalten Wänden bewunderte und die ernste Beherrscherin des Café Paris in Meran, die Besorgerin aller Delicatessen meiner Vaterstadt, mit ihrem Strickstrumpfe beschäftigt auf dem Ehrenplatz erblickte in Erwartung der Dinge, welche heute das „Bad-Hiesele" für seine Gäste auf die Tafel bringen werde. Aristokraten waren, als ich im Verlaufe von Jahren noch öfter hinkam, immer nur mehr ausnahmsweise vertreten; hatte dieser Stand ja im gegenüberliegenden Partschins seine Edelsitze und Villen, wo man sich in Nachahmung der Verhältnisse der Bozener auf dem Ritten an schönen Gärten, an gegenseitigen Besuchen und Bewirtungen erfreute. Im „Badl" fiel mir damals nur ein etwas ältlicher Baron N. auf, ein liebenswürdiger Herr, der durch einige Jahre die Anstalt besuchte und nach Tisch gerne ein paar Auserwählte zu sich in sein geräumiges, reichlich mit kölnischem Wasser bespritztes Eckzimmer lud, um dort in aller Ruhe zusammen eine feine Cigarre zu schmauchen. Aber im Ganzen und Großen blieb, wie gesagt, Egart doch immer das „Meraner Badl", dessen Inhaber sogar froh war, wenn im holden Wonnemonat Mai eine Abtheilung der Meraner Gymnasiasten dorthin den üblichen Frühlingsausflug unternahm — unser Obmann war damals Prof. Andreas Maister, der erste genaue Erforscher des Burggräfler-Dialektes — oder wenn im September beim Schlusse der Saison der Bäckermeister

Fiegl für die Altſchützen aus Meran ein „Mahlele“ beſtellte und Verdienſt in Ausſicht ſtellte.

Was die Anſtalt trotz der Quellen, trotz der angenehmen luftigen Lage in der Nähe der Kurſtadt, trotz der bequemen Wohnungsräume und der hübſchen Spaziergänge, über welche nun Fridolin Plant in ſeinem trefflichen „Führer durch Meran und deſſen Umgebung“ Aufſchluſs gibt, nicht zu größerem Aufſchwung gelangen ließ, war wol hauptſächlich der Umſtand, daſs unter dem Heilwaſſer eigentlich nur die Schwefelquelle in Betracht kam, die Eiſenquelle dagegen als zu ſchwach erkannt wurde. Das änderte ſich aber im Jahre 1880, als ich gerade dort wieder weilte; es ſchien die alte Quellnymphe ihre Schätze auf einmal wolthätiger öffnen zu wollen. Dem neuen Badwirt „Jaggele“ ließ ſie da durch einen treuen Gaſt, den Photographen Breßlmayer, welcher auch das Bild der altehrwürdigen Stätte zuerſt in weitere Kreiſe gebracht hatte, wie zum Danke eine neue ſtärkere Eiſenquelle aufzeigen. Dieſelbe wurde ſofort ins Badhaus geleitet, wo neues Leben einzog, wo es rieſelte und rauſchte, hier das neu entdeckte Eiſenwaſſer, dort die altbekannte Schwefelquelle im blinkenden Baſſin, da Douche, dort ein Dampfbad, um den müden Körper zu erquicken.

Hoffentlich iſt das alles bis zum Jahre 1898 ſo geblieben und noch weiter gediehen; denn das „Jaggele“ ſcheint nach Berichten aus Meran noch immer dort zu hauſen und gelegentlich ſeinen Gäſten von alten Zeiten

und vom guten Vater Radetzky, in deſſen Dienſten er einſt ſtand, zu erzählen.

II.

Doch nun empor nach Oberhaus! Ich fand dieſes Plätzchen trotz der vielen Veränderungen, welche der ſtets wachſende Aufſchwung Merans auch in der Umgebung mehr und mehr hervorgezaubert, noch ganz in demſelben Zuſtande, welcher ſich einſt dem Knaben beim erſten Beſuche ſo tief eingeprägt hatte. Dieſelben einfachen Bänke unter der mächtigen Lärche, bei welcher die eiskalte Quelle hervorſprudelt, dasſelbe gebräunte Holzgebäude für die Gäſte und darüber die alte Kapelle mit den mancherlei durch der Zeiten und des Wetters Unbill verurſachten Sprüngen und Riſſen im Gemäuer; auch das Publikum war dasſelbe geblieben; zwar nicht mehr dieſelben Menſchen, aber dieſelben Kreiſe: zum größten Theile Bauern aus der Umgebung in der ſchmucken Feiertagstracht, doch auch einige Bürger Merans, welche froh vereint auf der vielleicht einzigen ebenen Stelle vor dem „Speiſeſaale“ dem Kegelſpiele huldigten. Der Wirt war natürlich auch bei der Geſellſchaft und ſah mit Vergnügen einen neuen Gaſt heranſteigen. Auf meine Frage, ob noch eine Zelle in ſeiner Herberge frei ſei, erhielt ich den frohen Beſcheid, gerade die „netteſte“ könne ich noch haben, die er ſo lang als möglich für „beſſere Leute“ aufbehalte. Nachdem ich ein Seitel „Röthel“ zur Kräftigung und zum „Einſtand“ getrunken, führte man mich in mein Gemach, da ich nach dem ſtrengen Aufſtieg in der Mittagshitze

vorerſt ein wenig ruhen wollte. Es war allerdings eine allerliebſte Zelle, viel geräumiger als jene, die ich als Knabe bewohnt hatte; die Holzwände reinlich, zwei ſaubere Betten und über jedem derſelben ein hölzernes Geſtell zur Hinterlegung der mitgebrachten Kleinigkeiten. Ich ſtreckte mich auf einem der Lager aus, überließ mich lieben Jugenderinnerungen und ſchließlich befiel mich leiſer Schlummer. Doch bald wurde ich durch Pochen geweckt und auf der Schwelle erſchien der freundliche Wirt mit etwas verlegener Miene. „Nichts für ungut", war der kurze Inhalt ſeiner Worte, „gerad iſt wieder ein Gaſt gekommen, den ich nicht in's Heu legen kann, wie ſeinen Knecht; da müſſen Sie mir ſchon erlauben, Ihnen einen „Kameraden" in's zweite Bett hereinzulegen. Es iſt ein guter Bauer aus der Nähe, Sie brauchen keine Sorge zu haben, und ſchnarchen thut er auch nicht." Kaum hatte ich auf dieſe Beruhigung hin meine Zuſtimmung gegeben, welche der Herbergvater zufrieden ſchmunzelnd mit ſich nahm, erſchien auch ſchon ein Bauer mit einem Korbe und begann nach kurzem Gruße den Inhalt ſeiner Laſt dem Geſtelle oder dem zweiten Bette anzuvertrauen, zuerſt einige Feiertagskleider, dann Stücke von geräuchertem Fleiſch und Speck, endlich eine Batterie Flaſchen. Das Alles reizte doch ſchließlich meine Neugierde zur Frage, woher er komme und warum er hieher ſo viel Proviant mitgebracht? Seine Antwort belehrte mich, daſs er nur der „Knecht" ſei und daſs der Bauer, welcher einſtweilen unten bei der Kegelbahn ſitzen geblieben ſei, ſonſt ſchon auch mit der „Wirtſchaft da heroben" recht zu-

frieden war; aber der eigene Hausſpeck beim Waſſertrinken und ein Schluck des „Haustrunkes“ vor dem Schlafengehen ſeien „für einen guten Bauern alleweil eine gute Sache“.

Dieſen Ankömmling muſst du dir doch gleich anſchauen, dachte ich, erhob mich flugs und ſtieg hinunter nicht ohne einige Beſorgnis, am Ende doch einen recht beleibten „Schnarcher“ zu finden, welcher der Nachtruhe gefährlich werden könnte. Um ſo angenehmer war ich überraſcht, als mir der Wirt unten den Geſuchten zeigte, der bereits eifrig am Kegelſpiel ſich betheiligte und ſoeben ein „Kranzl“ zuſtande gebracht hatte. Da ſtand ein ſchlanker Vierziger, den man ſich ebenſogut in der flotten Zillerthaler Tracht hätte denken können, wenn nicht der Geſichtsausdruck den Burggräfler verrathen und angedeutet hätte, daſs denn doch des letzteren ernſteres Gewand ihm noch beſſer paſſe. Nach Beendigung der Partie wurden wir ohne lange Vorſtellung bald Bekannte und ich ſah ſofort, daſs im geſunden Körper auch die geſunde Seele des echten Burggräflers von altem Schrot und Korn wohne. Den Ausdruck meiner Freude über ſeine ſchmucke, aber vollſtändig den alten Charakter wahrende Kleidung beantwortete er mit der trefflichen Bemerkung: „Ja wer ſoll denn die alte Tracht leichter erhalten können, als die beſſeren Bauern? Laſst mich aus mit euren Vereinen! Wollten alle Beſitzer alter Höfe das ererbte Kleid in Ehren halten, ſo würden auch die Kleinbauern und Knechte ſich ſchämen, durch neues Zeug, wie durch die langen Lodenhoſen, unſer Gewandl zu verſchandeln.“ Ich ahnte nun

ſofort, daſs ich einen reichen Weinbauern jener Geſchlechter vor mir habe, die in den geſegneten Gefilden von Algund, Mais und Lana eine Art Bauernariſtokratie darſtellen und wie edle Ritterfamilien auch nur unter ſich Eheverbindungen eingehen. Ueber ſeinen Aufenthalt in Oberhaus äußerte er ſich auch noch am Abende, als Jeder von uns ein „Bratele“ verzehrte, dahin, daſs er das „Badl“ nicht etwa wegen eines körperlichen Gebrechens aufſuche, ſondern weil es ſchon einmal ſo alter Brauch ſei, in der Jakobiwoche, in welcher es einige Bauernfeiertage gebe, ein wenig auszuruhen, friſches Waſſer zu trinken, Koſt zu wechſeln und auf luftiger Höhe ſich zu unterhalten.

So war die erſte Bekanntſchaft gemacht und ich freute mich ſofort über den wackeren Mann. Morgens nach der Meſſe, bei welcher der Knecht wie ein Bedienter hinter ſeinem Herrn ſich aufſtellte, kam man im „Saalele“ zum Frühſtück zuſammen. Ich trank meinen Kaffee, mein „Kamerad“ beſtellte je eine Portion Nudelſuppe mit Wurſt für ſich und ſeinen Famulus. Während dieſes Frühmahles gieng es ziemlich ſchweigſam her, erſt am Schluſſe hörte ich die an den Knecht gerichteten Worte: „Gelt, Sepp, gut iſt es geweſen; oder meinſt etwa, gut wol, aber wenig?“ Ich verabſchiedete mich und gieng in den ſteilen Wald hinauf, wo ich alte liebe Plätzchen aufſuchte, in denen ich einſt als Knabe geſpielt hatte; da traf ich ein paar Meraner, die mir im Verlaufe des Geſpräches die gewöhnliche Ordnung des Nachmittags mittheilten, welche darin beſtehe, von 2 bis 4 Uhr am Kegelſpiele, dann bis

6 Uhr unter den nahen Lärchen am „Perlaggſpiele“ ſich zu ergötzen, worauf dann in der Kapelle der Roſenkranz gebetet werde. Ich machte nach dem Mittageſſen, wobei die „Knödel“ mit „Eingemachtem“ die Hauptrolle ſpielten, dieſe Ordnung gewiſſenhaft mit, nur mit dem Unterſchiede, daſs ich beim „Perlaggen“ als Nichtkenner nur zuſehen und mich nebenbei von meinem Bauern einigermaßen unterrichten laſſen konnte. Da lernte ich die erſten Anfänge dieſes ſchönen Etſchländer Spieles, das ſich nun über ganz Tirol verbreitet und bereits eine eigene Literatur aufzuweiſen hat; ſogar in die geheime Zeichenſprache wurde ich gelegentlich eingeweiht. „Haben Sie vielleicht gemerkt“, ſagte mir mein neuer Freund nach Beendigung einer Partie, „wie ich während des Spieles einmal dankbar zum Himmel hinauf geſchaut hab? Das thut man, auf daſs der Partner, wenn er aufpaſst, wiſſen ſoll, daſs der beſte „Perlagg“, der Herzkönig oder „Martl“, wie man ihn heißt, auf unſerer Seit iſt.“ Ich habe das Spiel ſeitdem öfter im Familienkreiſe an Winterabenden nach des Tages Mühen geſpielt und dachte dabei immer gern an meinen Lehrer in Oberhaus.

Als um 6 Uhr das Glöcklein der Kapelle erklang, wurde das Spiel ſofort eingeſtellt. Wie ich dann nach der Andacht, an welcher alle Gäſte theilnahmen, herniederſtieg, holte mich der Bauer bald ein und meinte etwas verlegen, er hätte mit mir heut noch etwas anderes zu reden, als über die „Perlaggen“. Er habe gerade von einem der Meraner gehört, daſs ich in Innsbruck „bleibe“, dort gewiſs auch den Herrn Direktor

kenne, „bei dem man gute Lehrer und Lehrerinnen erfragt“, und ſo hätte er halt ein Anliegen. Auf meine Ermunterung, nur damit herauszurücken, floſſen die Worte ſchon etwas raſcher von ſeinen Lippen. Die Bauern ſeiner Fraction möchten eine eigene Schule haben, damit die Kinder im Winter nicht ſo weit gehen müßten; die Obrigkeit ſei damit einverſtanden, auf's Geld komme es auch nicht an, aber darauf, ob man in Innsbruck in dieſem Jahre noch Jemand für die Stelle gewinnen werde. „Und wiſſen Sie“, fuhr er fort, „eine recht brave Lehrerin hätten wir für unſere kleine Schule völlig lieber, als einen Lehrer; wir hätten auch gern für die Madlen eine Arbeitsſchul, wie unten im Steinacher Kloſter, und zuwidere Büblen folgen oft lieber der Mutter als dem Vater.“ Da war Nichts einzuwenden, ich ſagte dem guten Manne, er möge nur hinauskommen, bei mir Knödel eſſen und dann ſich meiner Führung anvertrauen. Das Weitere des Abends in Oberhaus ſoll nur mehr mit ein paar Strichen gezeichnet werden. Nachdem ſchon im Laufe des Nachmittags verdächtige Wolkenbildungen ſich gezeigt hatten, brach während des Nachtmahles wirklich das von Manchen ſchon prophezeite Gewitter los. Und mit welcher Herrlichkeit hier auf dieſer Höhe! Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag mit ſolchem Getöſe, daſs alle Felſen das Echo wiedergaben und der hölzerne Speiſeſaal bei jedem Krach erzitterte. Dann plötzlich Aufheiterung, der ſchöne Julihimmel über uns, die das ganze Thal da unten verhüllende Wolkenmaſſe zu unſeren Füßen! Alles eilte ins Freie; einer der Meraner, Mitglied der

bekannten Bürgerkapelle, ſonſt ſeines Zeichens Meiſter der Rauchfangkehrerzunft, holte flugs ſein Flügelhorn aus der Zelle, erklomm eine hohe Klippe und ließ von dort aus liebliche Weiſen erklingen, die nun anderen Wiederklang in den Felſen weckten. Das waren ſchöne Stunden im Bauernbade Oberhaus, darum fiel der Abſchied am anderen Morgen nicht ſo leicht. Doch nun zum Nachſpiel.

Ich ſaß an einem trüben Octobermorgen in Innsbruck bei meinen Büchern, da pochte es leiſe an die Thüre. Herein trat der Oberhauſer Freund in ſeinem ſchönſten Staate. „Nun bin ich da, weil Sie's ſchon einmal erlaubt haben", lautete ſein Gruß; „Sie wiſſen ſchon, die Knödel und nachher die Lehrerin." War das eine angenehme Ueberraſchung für mich und ſichtlich eine nicht weniger angenehme für meinen Freund Director D., als ich ihm nach Tiſche den Burggräfler mit ſeinem Anliegen vorſtellte. Nach dem Ausdrucke der Anerkennung über die Obſorge dieſer Landleute für die Schule holte der liebenswürdige Herr ſofort eine Liſte der Schülerinnen und conſtatierte mit Freude, daſs in den letzten Wochen gerade auch ein Fräulein aus dem Burggrafenamte die Prüfungen glänzend beſtanden habe, noch hier in Innsbruck weile und auf eine Stellung warte. Er könne die Candidatin, welche nicht ferne wohne, durch eine Lehrerin rufen laſſen. Inzwiſchen trug der Bauer im Namen der Gemeinde würdevoll die ſchönen Anträge bezüglich des Honorars dem Herrn Director vor, welcher dabei ganz zufrieden ſchmunzelte. Als dann das Fräulein erſchien, war der

Vertrag mit einfachem Handſchlag bald geſchloſſen. „Iſt das ein ‚feiner‘ Herr“, meinte der Bauer beim Nachhauſegehen; „wol ein Vorarlberger nach der Sprach? und gar ein adeliges Fräulein will er in unſere Bauernſchule ſchicken!“

Ein Jahr war ſeitdem verfloſſen; da trat eines Abends der Oberhauſer Kamerad wieder in meine Studierſtube. „Ich komme gerade von einer Wallfahrt nach Abſam“, ſagte er, „und da kann ich nicht vorbeigehn hier bei Innsbruck, ohne Ihnen zu ſagen, daſs unſere Madelen ſchon nette Arbeiten machen bei der Lehrerin und die Büblen ihr wie die „Lamplen“ folgen; Ruthen brauchen wir gar keine mehr.“

Die Lehrerin war dasſelbe Fräulein v. L., das nun, wie ich im Jahre 1898 in Meraner Blättern las, als ſtrenge Ordensfrau in fernen Miſſionen wirkt und jüngſt von den Burggräflern in dankbarer Erinnerung durch Ueberſendung hübſcher Gaben für ihre nunmehrigen armen Schulkinder geehrt wurde. Auch die überall hilfsbereiten Meraner haben ſich, wie ich aus den Berichten mit Freude entnahm, an dieſer Ehrung wacker betheiligt. Da dachte ich wieder an Oberhaus!

Ein Ausflug ins Naifthal bei Meran.

(1864.)

Wie Viele gibt es wol unter uns, auf welche plötzliche Wechsel und überraschende Contraste, wo und wie immer sie auftreten mögen, nicht großen Eindruck machten, wie Viele, auf welche das altbewährte Sprichwort „varietas delectat“ nicht seine Anwendung fände? Gilt dies aber von allen Menschenkindern überhaupt, so ganz besonders von dem leichten Volke der Touristen, die wol von keiner Gegend so viel und so gerne zu erzählen wissen, als von der, welche in rascher Folge die verschiedenartigsten Bilder dem überraschten Auge vorführt. Man wird es daher gewiss auch mir recht gerne verzeihen, wenn ich von einem Ausfluge, der diesen Genuss in hohem Maße bietet, zurückgekehrt, den Eindruck nicht für mich allein behalten kann, sondern in traulichem Geschwätze auch Andern davon Einiges mittheilen möchte.

„Die Gassen schauten noch nächtig“, als ich aus meinem Vaterhause in der Laubengasse trat und dem

Paſſeirerthore zuwanderte. Tiefe Stille herrſchte rings und kein Laut drang zu meinem Ohr, als der meines eigenen Trittes. Doch kaum am Thore angelangt, bot ſich mir ſchon die erſte Ueberraſchung. Da lag die Burgruine Zenoburg vor mir auf ſteiler Höhe vom erſten Lichte des dämmernden Morgens umſäumt und ſchien gar freundlich herunterzugrüßen zum frühen Wanderer. Und unten blickte die Paſſer ſilbern auf und ihr melodiſches Rauſchen tönte faſt wie Geiſterſtimmen in der frühen Morgenſtunde. Lange blieb ich wie feſtgewurzelt an der Stelle ſtehen und ſchaute empor zum hohen Schloſſe, das noch als Ruine ſtolz ſich erhebt, und ſchaute nieder zu den eilenden Wellen des Baches. Und je länger ich daſtand, deſto mehr verlor ich mich in ſtilles Sinnen, mir wurde ſo wol und doch wieder ſo wehe und am Ende glaubte ich das ſchöne Frauenbild herniederwinken zu ſehen vom alten Thurm der Ruine, von dem die Sage ſo gerne erzählt. Endlich riſs ich mich los von dem herrlichen Bilde und von meinen ſtillen Träumen, die ſchon anfiengen in die Zeiten des Königs Heinrich ſich zu verlieren und ſeiner Tochter Margaretha, die hier einſt Hof gehalten. Ich ließ das Schloſs oben zu meiner Linken und ſchritt über die alte Paſſerbrücke, im Munde des Volkes „der ſteinerne Steg“ genannt. Nun gieng's raſch hinauf zum freundlichen Kirchlein von Obermais mit ſeinem grünbedachten Thurme auf lachender Anhöhe, die einen hübſchen Ausblick bietet, beſonders in die weſtliche Meraner Gegend. Von da führt der Weg größtentheils zwiſchen üppigen Weingärten und an zahlreichen Edel-

ſitzen vorbei zum Schloſſe Rametz empor. Betrachtungen ganz eigener Art überkamen mich auf dieſer Strecke, aus denen mich ſelbſt die manchmal etwas rauhe und holperige Straße nicht aufzuſtören vermochte. Hier ſoll einſt ein Theil der Römerſtation Maja geſtanden haben; dieſelbe iſt längſt verſchwunden, nur die blühenden Rebhügel, die über dem alten Grabe ſich gethürmt, hören nicht auf, dasſelbe theilnehmend zu ſchmücken. Die Zeit rollt dahin, neues Leben entfaltete ſich bald über den Ruinen und ein reicher Adel baute ſich ſeine Burgen auf dieſen Höhen. Doch auch er ſank dahin, ſeine Burgen verfielen und vor wenigen Jahren noch waren die meiſten derſelben in ſo traurigem Zuſtande, daſs man faſt glauben mochte, von dieſem Platze gelten Lenau's Worte:

Wie ſo traurig hier dem Wand'rer
Die verfall'nen Thürme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muſs am Ende ſinken!

Jetzt ſind ſie zwar meiſt wieder hergeſtellt, aber es ſind doch in der Regel keine Ritterburgen mehr, ſondern freundliche Villen, engliſche Gartenanlagen ſind an Stelle von Wall und Graben getreten. Unter ſolchen Empfindungen war ich, eh' ich's dachte, bei Rametz angelangt. Hier nun erblickte ich zuerſt den furchtbaren Naiſbach und ſeine verheerenden Werke. Wie gewöhnlich in regenloſen Tagen führte er auch heute gar wenig Waſſer, aber das breite, mit ungeheuren Schlammmaſſen und rieſigen Steinen gefüllte Bett ließ mich die furchtbare Kraft ahnen, welche er, einmal losgebrochen, entfalten

muſs. Unwillkürlich muſste ich hier an die Bäche und Flüſſe Griechenlands denken, die ja auch nur bei heftigem Regen ihre Kräfte entfalten, und als ich mir das Toben des angeſchwollenen Naifbaches vergegenwärtigte, kamen mir immer und immer wieder die ſchönen Verſe der Ilias in den Sinn:

Wie wenn geſchwollen ein Strom ſich hinab in die Ebene gießet
Voll Herbſtflut vom Gebirg, indem Zeus Regen ihn fortdrängt:
Viel der dorrenden Eichen ſodann viel Kiefergehölz auch
Wälzt er hinab und rollt viel trübenden Schlamm in die Salzflut.

Kein Wunder, daſs die Tradition ſich entwickelte und lange erhalten konnte, welche dieſem Unholde die Vernichtung der alten Römerniederlaſſung zuſchrieb; denn noch jetzt blicken die Umwohnenden bei einem nahenden Gewitter voll banger Beſorgnis nach dieſer Stätte. — Schon hier fängt das Thal an, ſich zu verengen, da der Freiberg allmälich vorſpringt und die Ausſicht gegen Süden einigermaßen hemmt. Nun noch einige Schritte und ich befand mich bei der Hendlmühle, die am eigentlichen Eingange in's Naifthal liegt. Hier machte ich wieder Halt und lagerte mich an der kühlen Quelle, die vor dem Hauſe ſprudelt,

Wo Wachholder gedeih'n und Kaſtanien ſtachelumpanzert
Und um jeglichen Baum Obſt liegt am Boden zerſtreuet.

Da ſchon gewahrte ich den ſeltſamen Contraſt, der mich bald in noch viel höherem Maße überraſchen

ſollte. Dieſer üppige Wuchs der Kaſtanien- und Nuſsbäume an der Stelle, wo ich ruhte, dieſer Wald der herrlichſten Obſtbäume, dieſer ſchöne Ausblick zur Linken von dem rebenumrankten Küchelberge angefangen bis hinein zum Eingange in's Paſſeier — und zur Rechten der ſteinige Runſt des Naifbaches und eine ſteil anſteigende Höhe nur mit Fichten bepflanzt und traurig blickenden Föhren! — Ich bog nun ein in den Wieſenſteig, der an der Hendlmühle vorbei in den Naifer Bergſpalt einführt. Immer noch herrſcht die üppigſte Vegetation, die großartigen Baumgruppen am Wege und die lieblichen Weinberge am Abhange des zur Linken vorſpringenden Schönnaerberges rufen immer den Süden in's Gedächtnis. Auch das untröſtliche Bild des verwüſtenden Baches entſchwindet bald wieder den Augen, da der Weg mehr linkshin ſich wendet. Mehr und mehr aber verengt ſich nun das Thal und gewinnt das Ausſehen einer Bergesſchlucht; gerade auf dem halben Wege, dort wo ein ſteiler Pfad hinaufführt zum Schloſſe Goyen, das von einem Vorſprunge des Schönnaerberges majeſtätiſch in's Thal herniederſchaut, hemmte ich den Schritt, um wieder eine kleine Rundſchau zu halten. Da ſah ich, als ich gegen Meran hinunterblickte nichts mehr als eine Strecke des Marlingerberges und die Tſchigatſpitze am Eingange in den Vinſtgau. Wunderbar aber war von dieſer Stelle aus der Blick nach vorne; da überſah ich das Naifthal bis in die innerſte Tiefe, wo es ſo wild, zerriſſen und ſchauerlich ausſieht, daſs der Eindruck für Jeden, der da hineingeblickt, ein ewig unvergeſslicher bleiben wird.

Und alle dieſe hochaufſtrebenden Felswände überragend hebt im äußerſten Hintergrunde zur Linken der ſtolze Iſinger ſein altergraues, kahles Haupt empor und ſtarrt, ein verſteinerter Herrſcher, hinein in die Schlucht zu ſeinen Füßen. Wenn ich hier über dieſen Bergkönig noch ein paar Worte beifügen möchte, will ich nicht über ſeinen Namen klügeln, ſondern nur der herrlichen Fernſicht gedenken, die man, wie erfahrene Bergſteiger verſichern, hier oben genießen ſoll, auf die aber in den Reiſebüchern noch zu wenig aufmerkſam gemacht wurde. Beſonders gegen Süden ſoll die Ausſicht eine glänzende ſein, ein Ueberblick der ſchönſten und bedeutendſten Gebirgsgruppen bis hinab zum Montebaldo an den Ufern des alten Benacus.

Entſprechend dieſem Hintergrunde iſt die rechte Flanke des ſich zuengenden Thales; finden ſich hier auch noch dichtere Föhrengruppen als dort, ſo ſieht doch dieſe ganze Seite auch recht düſter und verlaſſen aus. Welcher Contraſt aber nun zur Linken! Vom ſchönen Schloſſe Goyen im Vordergrunde ziehen ſich ſanfte Hügel, prangend im üppigſten Grün, hinein bis zum Vernaunerhofe, der zwiſchen goldgelben Saatfeldern, rieſigen Kaſtanienbäumen und Rebhügeln ſtille träumt auf ſeiner Höhe. Auf den Halden zeigen ſich hie und da ganz zerſtreute Tannengruppen, die aus der Ferne dem getäuſchten Auge faſt wie ſchlanke Cypreſſen erſcheinen, welche die lieblichen Hügel Italiens ſinnend bekränzen. Erſt im tiefſten Hintergrunde in der Nähe des kahlen Iſinger wird auch dieſe Seite kahl und ſchauerlich. Nach gehaltener Rundſchau ſetzte ich meinen

Weg wieder fort, der nun raſch rechtshin biegt, immer noch durch hübſche Wieſen führend, manchmal an rauſchenden Bächlein vorüber und reichen Gebüſchen, unter deren Dache eine ſtille Mühle ſteht Endlich an der Kapelle vorbei, die das Bild des heiligen Eremiten Antonius zeigt und die Nähe einer Einſiedelei bekundet, gelangt man wieder zum Bette des Naifbaches. Und jetzt ſchimmert durch die Föhren und Birken ein Kirchlein herüber vom jenſeitigen Ufer und grüßt gar freundlich den Wandrer in dieſer Einſamkeit; — ja wahrlich Einſamkeit; denn jetzt iſt auch jede Ausſicht verſperrt, man glaubt unendlich weit von den Werken der Menſchen entfernt zu ſein. Bald ſchritt ich hinüber über den ſchwankenden Steg und ruhte an der klaren Quelle vor dem Kirchlein und beſah mir das kleine Häuschen und den Garten, der daran ſich ſchmiegt. Dann trat ich in's Heiligthum und begrüßte die Gottesmutter, die auf dem niedlichen Altärchen thront. Es war ſo ſtille in der heiligen Halle und ſo traulich, und mein Herz es wurde ſo feierlich geſtimmt, wie es wol kaum der herrlichſte Dom zu ſtimmen vermocht. Hier erſt merkte ich, welche Macht die Abgeſchiedenheit in einer großartigen Natur auf des Menſchen Gemüth zu üben imſtande iſt, und nun erſt fieng ich an, die alten Einſiedler zu begreifen, die ſo Vielen ein unlösbares Räthſel ſind. — Beim Heraustreten aus der Kapelle traf ich einen Landmann an der Quelle, der vor Beginn ſeines Tagewerkes ſich hier noch einmal ſtärken zu wollen ſchien; denn er hatte ſeine Senſe an die Brunnenſäule gelehnt und war eben im Begriffe, ein Stück harten Brodes

in's frische Nass zu tauchen. Nach den üblichen Grüßen entspann sich zwischen uns ein freundliches Gespräch, und er erzählte mir mit gemüthlicher Weitschweifigkeit von den Einsiedlern, die seit undenklichen Zeiten in ununterbrochener Reihenfolge hier gehaust, bis der letzte, der Bruder Dominikus, unter der Regierung des Kaisers Joseph ausgewiesen worden, wie dann das Kirchlein in einen gar traurigen Zustand gerathen und mit der Zeit wol gar zerfallen wäre, hätte sich nicht die „Metznergedl", eine fromme Jungfrau aus der Nachbarschaft, desselben angenommen und den Küsterdienst versehen; doch damit noch nicht zufrieden, habe sie auch in anderer Weise das Wirken des Einsiedlers ersetzt und den Kindern der umliegenden Höfe Sonntags hier Christenlehre gehalten; daher habe man sie auch scherzweise den „Naiferdecan" genannt. Nach ihrem Tode habe das Kirchlein wieder manches Jahr verlassen dagestanden, gar selten habe man die traulichen Klänge des Glöckleins gehört; da habe am Ende er sich entschlossen, hier seine Wohnung aufzuschlagen und die Pflege des verwaisten Heiligthums zu übernehmen; bei Tage arbeite er auf den umliegenden Höfen, des Nachts schlafe er in der Zelle des Eremiten. Alle Umwohner seien sehr erfreut, das Kirchlein wieder in einem würdigen Zustande zu sehen und Morgens und Abends das Aveglöcklein erklingen zu hören, wie vor alten Zeiten. — Nach einem freundlichen Danke an den Erzähler und durch einen frischen Trunk gestärkt nahm ich Abschied von der stillen Klause und setzte meinen Weg fort in's Innere der Schlucht. Man geht größtentheils dem Bette des

Baches entlang, theilweiſe gar durch dieſes hindurch — ein freilich nichts weniger als für zarte Füße berechneter Pfad, deſſen Mühen ich aber dadurch einigermaßen vergaß, daſs ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf das Suchen von Mineralien verwendete, von denen ſich hier gar manches Intereſſante findet. Da gibt es hübſchen Jaſpis, eingeſprengt in Porphyr, glaſigen Feldſpath, Heliotrop von ausgezeichneter Schönheit und Steinkohle in rothem Sandſtein. Rechts vom Wege zieht ſich zartes Birkengebüſch ſanft anſteigend in die Höhe, bis es ſich oben in einen dichten Föhrenwald verliert. Muntere Ziegen halten hier ihre Weide; ihr Hirte, ein kleiner ſtämmiger Burſche, ſitzt auf einem erhabenen Felsblock und pfeift munter ſein Liedchen, das ſich melodiſch vermengt mit dem Klange der Schellen am Halſe der Thiere und dem Rauſchen des vorbeieilenden Baches. Ein liebliches idylliſches Bildchen mitten in der zerklüfteten Bergſchlucht! Ungefähr eine Viertelſtunde mochte ich ſo fortgewandert ſein ſeit meinem Aufbruch aus der Eremitage, als ſich mir zur Linken plötzlich ein hübſcher Pfad zeigte, der zum Vernaunerhofe emporzuführen ſchien. Da es ohnehin nicht in meinem Plane lag, in die innerſte Tiefe der Schlucht zu dringen, deren wilde Großartigkeit ich überdies gerade von dieſem Punkte aus wieder überſchauen konnte, beſchloſs ich die Naif zu verlaſſen und den Pfad in die Höhe einzuſchlagen. Hier begrüßten mich wieder ſchattige Kaſtanien ſanft rauſchend im Hauche der Morgenluft; aber ſie ſtanden nicht allein dieſe Südenskinder, ſondern ſtreckten wie zum freundlichen Gruße ihre Arme

aus nach den ſchlanken Föhren und Tannen, die dazwiſchen ihre ſtolzen Wipfel erhoben. Es war mir, als wäre ich auf der Grenzmarke, wo Süd und Nord ſich begegnen, nicht als ſchroffe Gegner ſich bekämpfend, ſondern als traute Geſchwiſter, als Kinder derſelben Schöpfung die grüßende Hand ſich bietend. Und alles ſchien über den Bund ſich zu freuen, freundlich zwitſcherten die Vögelein in den Zweigen und die aufgehende Sonne blickte manchmal ſchelmiſch lächelnd durch die Bäume. Und war unten in der Schlucht jeder Ausblick in das Paradies der Meraner Gegend verſperrt, ſo ließ dasſelbe doch wenigſtens einen Theil ſeiner Herrlichkeiten herüberleuchten auf dieſen wonnigen Pfad. So ſtieg ich voll froher Gefühle hinan, und eh' ich's dachte, lag der Vernaunerhof vor mir. Ich bog um die Ecke und nun — wer ſollte es ſchildern das herrliche Bild, das ich da oben geſchaut!

Jubelnd iſt der Tag erſchienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauſchend
Nieder ſeine Strahlenwonne!

Und auf welch' ein Thal ſchaute hier die Sonne nieder! All das Schöne, deſſen der Blick ganz entbehrt unten in der Einſamkeit, es lag mit einem Male vor mir, wie durch einen Zauberſchlag hervorgerufen. Zur Rechten die ſanften Hügel, die ich ſchon unten im Thale bewundert, in noch ſchöneren Formen und auf dem äußerſten die Veſte Goyen, die hier auf der Rückſeite noch viel mehr ihr alterthümliches Gepräge gewahrt. Unmittelbar daran ſchließt ſich dem getäuſchten Auge

der rebenbedeckte Küchelberg, gekrönt mit dem Stammschlosse Tirol und dem gleichnamigen Dorfe. Dahinter die üppigen Fluren von Algund und die Kastanienhaine von Plars bis hinauf zum Eingange in den Vinstgau. Unten aber zur Linken gähnt im schroffen Gegensatze die Schlucht des Naifthales in all ihrer großartigen Wildheit und nur das weiße Kirchlein blickt freundlich herauf wie ein Stern leuchtend aus dunkler Nacht. Blos gegen Süden war auf diesem Punkte die Aussicht noch einigermaßen versperrt, aber je weiter ich schritt auf dem luftigen Pfade, desto mehr öffnete auch diese sich, und bald sah ich hinunter bis zum Wartthurm von Hocheppan. Nun dauerte es nicht lange mehr und ich trat durch's Burgthor von Goyen. Da stand ich nun im Schlosshofe am plätschernden Brunnen, und schon wieder überkam in diesen Räumen jenes wehmüthige Gefühl, das die Erinnerung an die Vergänglichkeit des Irdischen weckt, mein eben noch von den Herrlichkeiten der Natur trunkenes Gemüth. Dieser Hof — wie ganz anders mag er einst ausgesehen haben, als noch der Sporn des Ritters auf diesem Pflaster klirrte und aus den Fenstern oben das Edelfräulein blickte. Jetzt ruht Pflug und Egge dort und andere Geräthe des Landmannes und ein paar Ziegen lecken am alten Gemäuer der hohen Kemenate. Lange hätte ich mich wol meinem Sinnen hingegeben, hätte mich nicht plötzlich der neckische Klang einer Zither geweckt, der aus dem Schlossflügel zu meiner Linken mir entgegentönte. Ich trat ein durch die ziemlich moderne Pforte, die mir selbst schon hinlänglich bezeugte, dass

ſie zum jüngſten Theile des Baues führe, und bald befand ich mich in einer ſchön getäfelten Stube, in welcher der Beſitzer, der wackere „Hans“, eben beim Frühbrode ſaß neben ſeiner Schweſter „Trinele“, der „blonden Gotin“, die im ſchönen Spiele der Zither ſich übte. Es war ein herrlicher Genuſs, bei den ſüßen Tönen des lieblichen Inſtrumentes das Auge von dieſer hohen Stätte hinunterſchweifen zu laſſen auf das Bild der bezaubernden Meraner Gegend, das hier den Gipfel von Schönheit und Rundung erreicht. Und immer kam es mir vor, als begleitete die ſeelenvolle Zither mein Auge, als wüſste ſie die Gefühle meines Herzens und wenn ich hinausſchaute in's lachende Thal, ſchien ſie mir ſo heiter und neckiſch zu klingen, wendete ich aber in die Naiferſchlucht den Blick, ertönten ernſte, tiefe Akkorde. Später beſah ich mir die Räume des Schloſſes in allen ihren Theilen, den jetzt noch bewohnten Neubau, der aus dem Beginne des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſtammen mag, die dem Verfalle nahen mittelalterlichen Wohngemächer und endlich, das Aelteſte des Baues, den grauen Thurm, der allein noch ſo feſt und unverſehrt daſteht, wie vor rollenden Jahrhunderten. Intereſſant war es mir, daſs dieſe Burg im früheren Mittelalter den reichen Milſern von Schloſsberg zugehörte und von eben jenem Oswald Milſer verkauft wurde, von dem die Sage im Innthal ſo Vieles zu erzählen weiß. Von ihm kam ſie an die Starkenberger und ſpielte in den Kämpfen gegen Friedrich mit der leeren Taſche eine nicht unbedeutende Rolle. — Endlich, — wie denn „ob jeder Freude der Geier ſchwebt, der

ſie bedroht" — muſste ich auch von dieſer erinnerungs- und ſchönheitsreichen Stätte Abſchied nehmen. Auf meiner weiteren Wanderung mich zu begleiten, will ich dem lieben Leſer erlaſſen, weil ich dort, obwol unzählige Schönheiten, doch nicht mehr ſo viel des Neuen fand und nicht Gefahr laufen möchte, ſeine ſchon ſo lange in Anſpruch genommene Geduld zu ermüden. Nur das noch will ich bemerken, daſs ich durch eine prachtvolle Allee von Kaſtanienbäumen zum alten Kirchlein des hl. Georg emporſtieg und dort den niedlichen Flügelaltar beſchaute und das Bild der bärtigen Königstochter, der hl. Kummernuſs*). Von dort gieng es an reichen Gehöften vorüber hinab nach Schönna, wo der Bau der gothiſchen Kapelle meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog, die beſtimmt iſt, die Reſte des Erzherzogs Johann zu bergen, des alten Tirolerfreundes, der auch im Tode noch in tiroliſcher Erde ruhen wollte.

*) Vgl. darüber jetzt die neueſte Schrift von Fridolin Plant, Meran 1898.

Erinnerungen an das Cholerajahr 1836.

(1893.)

Ein verblaſstes Blatt, das mir neulich bei Durchſicht einiger Familienpapiere in die Hände kam, erinnerte mich unwillkürlich an ein paar Berichte, welche im vorigen Jahre (1892) in öffentlichen Blättern über Erlebniſſe in gewiſſen Gegenden Polens und Ungarns, wo das unheimliche Geſpenſt der Cholera wieder auftauchte, mitgetheilt waren, und gab ſo Anlaſs zu dieſen Zeilen.

Im Jahre 1831 drang die Seuche bekanntlich zuerſt in Oeſterreich ein und zwar zunächſt gerade auch in die beiden eben genannten Länder, wo ſie paniſchen Schrecken verbreitete; im Sommer 1836 kam ſie dann auf der weiten Wanderung nach Tirol, wo manche Erinnerungen an den gewaltigen Eindruck des erſten Auftretens noch heutzutage fortleben, ja ſelbſt in die Volksſage ſich verflochten. Die jetzt ſo blühende Stadt Meran gedenkt noch immer, wie es ſich auch beim fünfzigjährigen

Jubiläum des Kurortes (1886) zeigte, mit ſchöner Pietät des Leibarztes der Fürſtin Schwarzenberg, des opferwilligen Dr. Huber, welcher damals bei der allgemeinen Beſtürzung unvergeſsliche Verdienſte ſich erwarb und darum in die Liſte der Ehrenbürger aufgenommen wurde*). Und im nahen Weiler Steinach erhielt ſich im Volksmunde die Tradition, daſs in der ſchwülen Sommernacht vor dem Ausbruche der Krankheit aus dem Conventſaale des im Jahre 1782 aufgehobenen und 1836 noch nicht wiederhergeſtellten Frauenkloſters die Töne des Pſalmes „De profundis“ geiſterhaft erklangen**).

In dieſer Zeit des Schreckens wurde nun in Tirol, ſichtlich zum Zwecke der Beruhigung, die Schrift eines menſchenfreundlichen ungariſchen Geiſtlichen aus dem Jahre 1831 verbreitet, von welcher eben das aufgefundene Blatt eine Abſchrift erhalten hat.

Der Pfarrer von Tisza-Bábolna ſchildert darin in ruhiger Weiſe ſein bei der allgemeinen Verwirrung nothwendiges Eingreifen und die von ihm in Ermangelung von Aerzten angewendete Behandlungsweiſe, wobei wiederholt Ermahnungen gegen *blinden Unverſtand* und gegen die ſo beliebte *Verheimlichung der Krankheit* durchklingen. Als ſeine Hauptmittel nennt er Belehrung des Volkes über die erſten Anzeichen der Erkrankung, nach deren Erſcheinen der Be-

*) Vgl. Cöl. Stampfer, Geſchichte von Meran S. 282.

**) J. V. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 269. — Ueber nächtliches Gebet als Vorzeichen des Todes bei den Mocheni vgl. oben S. 31.

troffene ſofort in's Bett zu bringen ſei; dann ſtrenges Verbot des Waſſers, Einhüllung, warme Umſchläge mit Benutzung von Krauſemünze, Eberwurzel und Salbei, Hollunder- oder Kamillenthee als Getränke, bei größerem Durſte warmen Gerſtenabſud; während des Schweißes Verabreichung trockener, reiner Wäſche ohne Abnahme des Umſchlages. „Aber um das gemeine Volk zum Niederlegen zu bewegen", ſagt der gute Herr, „muſs man dasſelbe unausgeſetzt bitten und ermahnen; ich habe bereits Bruſtſchmerzen". Jedoch ſeien bei ſo zeitlichem Eingreifen und infolge dieſer einfachen Mittel Viele, die am Morgen ſich legten, Abends ſchon wieder aufgeſtanden. Bei ſchon eintretenden Krämpfen wird Einreibung mit Kampfereſſig und Branntwein in Miſchung zu gleichen Theilen empfohlen. Seinen berathenden Bericht ſchließt der würdige Pfarrer mit den Worten: „In unſerem Orte brach am 25. Juli die Krankheit aus und bis heute (3. Auguſt) waren meines Wiſſens 120 von derſelben befallen. Von dieſen ſtarben 21 Einheimiſche und ein Fremder. Von den Verſtorbenen wurden die drei erſten gar nicht behandelt; die übrigen waren theils verzärtelte Kinder, welche an der Seite unbedachtſamer Mütter dahingerafft wurden, theils unfolgſame Alte. Ich kann betheuern, daſs, wenn ſie meinen Rath befolgt hätten, auch nicht 3 geſtorben wären."

Sind die genannten Mittel aus der damaligen und nächſtfolgenden Zeit auch ſonſt bekannt, ſo verdient doch der mehrfach intereſſante Bericht des opferwilligen Prieſters ebenſo der Vergeſſenheit entriſſen zu werden,

wie die Fürſorge des Erzherzogs Palatinus von Ungarn, welcher, wie die Nachſchrift des Manuſkriptes bezeugt, die möglichſte Verbreitung desſelben anordnete. Drucke müſſen ſelten geworden ſein, da, wie mir auf Anfrage freundlich mitgetheilt wurde, im Inventar der Wagner'ſchen Univerſitäts-Buchdruckerei ſich kein Exemplar mehr befindet.

Aus dem Eisakthale.

I.

(1893.)

Ein berühmter Elephant.

Der Elephant, welcher im Alterthum eine ſo bedeutende Rolle geſpielt und ſeit Ariſtoteles ſo viele Beſchreibungen erfahren hatte, war in den Vorſtellungen des Mittelalters mehrfach zu einem halb fabelhaften Thiere geworden, wie dies Abbildungen jener Zeiten zur Genüge beweiſen. Man braucht in letzterer Beziehung für unſer Tirol nur an die Darſtellungen im berühmten Kreuzgange zu Brixen und im Kirchlein des nahen Weilers Klerant zu erinnern, welche der auch um unſer Land hochverdiente Kunſthiſtoriker Prof. Hans Semper ſo trefflich geſchildert hat*). Kein Wunder

*) Vgl. ſeitdem auch Ludwig v. Hörmann in der Wiener Abendpoſt 1895 Nr. 186. — Wie ſich übrigens auch Kameelbeſtandtheile in manche altdeutſche Elephantenbilder einſchleichen konnten, erklärt ſich gut aus Bemerkungen O. Keller's im

daher, daſs dann das Wiedererſcheinen eines leibhaftigen Elephanten allemal großes Aufſehen erregte und von den Chroniſten als große Merkwürdigkeit notiert wurde. Erſchien ja das mächtige Thier höchſtens hie und da im Gefolge eines Herrſchers, welcher von einem Freunde in fernen Ländern ein ſo ſeltenes Geſchenk erhalten hatte. Als der erſte Elephant, der im mittelalterlichen Deutſchland geſehen wurde, wird gewöhnlich der vom Kalifen Harun al Raſchid für Karl den Großen 802 nach Aachen geſchickte bezeichnet*). Oefter begegnen wir dann derartigen Aufzeichnungen für die Zeit des Kaiſers Friedrich II., der ja mit ſo manchen fernen Großen Verbindungen hatte und für Naturgeſchichte ſich ſelbſt intereſſierte; ſo zog z. B. bei ſeinem Einzug in Cremona 1237 ein Elephant, Geſchenk eines orientaliſchen Fürſten, den mailändiſchen Fahnenwagen**). Bei dem erregten Aufſehen iſt es auch leicht erklärlich, daſs nach und nach Herbergen verſchiedener Städte, in welchen ein ſolches Thier auf der Durchreiſe Raſt hielt und angeſtaunt wurde, fortan den Namen desſelben zu dem ihres Schildes wählten. In Tirol zeigt ſich dieſe Erſcheinung dann in den Jahren 1551 bis 1552, und es tritt dabei namentlich die Stadt Brixen nicht wenig hervor. Denn der dortige altberühmte Gaſthof „zum

---

ſchönen Werke „Thiere des claſſ. Alterthums" S. 20 (Innsbruck 1887).

*) A. Kaufmann, Thierliebhaberei im Mittelalter im hiſtor. Jahrbuch V (München 1884) S. 400.

**) Vgl. Böhmer, regesta imperii 1198—1272, neu herausg. vom Hofrath Dr. Jul. R. von Ficker Nr. 2289.

Elephanten", der sich rasch emporschwang, in den folgenden Jahrhunderten wiederholt sogar mit dem Besuche Allerhöchster Herrschaften beehrt wurde*), und in welchem der jetzige Besitzer Hans Heiß so schön den soliden Charakter des alten, an Inschriften reichen Hauses mit modernem Comfort zu vereinen wusste, hat Erinnerungen auch an jene Zeit besonders treu gewahrt. Doch bildet er mit seinem Namen und seinen Schildereien nicht das einzige Zeugnis für die damalige Bewunderung des in Tirol gleichsam wieder entdeckten Thieres. Unter den neueren Funden von Handschriftenresten, welche der verdienstvolle Director Dr. Ludwig von Hörmann durch Ablösung von Einbanddeckeln auf der Universitäts-Bibliothek in Innsbruck machte, weist ein Pergamentblatt, wie ich einst schon in meinem übersichtlichen Berichte über jene Entdeckungen schließlich kurz andeutete, wol ebenfalls auf jenes Ereignis und bestätigt in gewisser Weise die Entstehungsgeschichte des alten Elephantenhauses. Bevor ich jedoch diese Vermuthung nun etwas näher begründe und den Inhalt des Blattes in den Hauptumrissen charakterisiere, muss die Gelegenheit der Durchführung des bewunderten Thieres ins Gedächtnis gerufen werden.

Erzherzog Maximilian, der nachmalige Kaiser Max II., welcher 1549 König von Böhmen geworden war, reiste im Jahre 1551 nach Spanien, um seine Gemahlin abzuholen. Seine Hinreise durch Tirol, auf welcher er

*) Solche beglückende Besuche, wie die des Kaisers Joseph 1769, des Kaisers Franz 1815, sind durch Inschriften im Vorsaale des ersten Stockwerkes verewigt.

am 22. Juni 1551 nach Trient kam und dann vom Cardinal Chriſtoph Madruz, der damals zugleich Fürſtbiſchof von Brixen und Trient war, bis Mantua begleitet wurde, verlief ſehr eilig und einfach (vgl. Pallavicino: „Storia del concilio di Trento“, Lib. XI, c. 15; I., p. 940); deſto pompöſer geſtaltete ſich aber ſeine Rückkehr mit der erlauchten Gemahlin (ebendort, Lib. XII, c. 15; p. 1132). Nicht nur in Trient und Brixen, auch in Innsbruck und Hall wurde Erſtaunen erregt. Ueber Innsbruck leſen wir bei Zoller: „Nicht minder erfreulich war den Innsbruckern die Ankunft des Erzherzogs Maximilian, ſeiner Gemahlin und Jugend; was ſie aber vollends in Erſtaunen ſetzte, war die erſte Erſcheinung eines indianiſchen Elephanten, den er vom Könige von Portugal zum Geſchenke erhalten und mit ſich gebracht hatte.“ („Geſchichte der Stadt Innsbruck“, I., 218.) Für Hall iſt uns der Bericht eines Augenzeugen, des Stadtpfarrmeßners und Chroniſten Franz Schweyger, erhalten: „Anno 1552 am 22. Januarii iſt erzherzog Maximilian, erwölter Kinig zu Behaim, zu Hall hie auff das waſſer des Innſtrams mit etlichn ſcheffn hinab gfarn auff Wien, zue ſeinem herrn vatter ... Hochgedachter Maximilian hat auch mit im pracht aus Hiſpania ain elephanttn, iſt 12 ſchuech hoch geweſen und zwen zendt, ainer eeln lang und maußfarb.“ („Schweygers Chronik“, herausgegeben von Dr. v. Schönherr, S. 120.)

Des Erzherzogs am 22. Jänner 1552 erfolgte Abreiſe aus Innsbruck-Hall iſt überall, bei Alten und Neueren, mit gleicher Sicherheit angegeben. (Siehe

auch Maurenbrecher in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, 20, 737.) Eine kleine Schwierigkeit könnte aber eine der Inschriften am Gasthofe „zum Elephanten“ in Brixen machen, welche lautet:

Als man zalt 1551 Jar
Den 2. tag Januari fürwar
Was diſes thier Elephandt
In Deutſchland unerkannt
Alhie durchgfürt worden Zu eren
Des großmächtigſten Fürſten und Herrn
Maximilian Zu Behmen Kunigreich
Ertzherzog Zu Oeſterreich ꝛc.

Doch läſst ſich dieſelbe wol unſchwer löſen. Wenn Maximilian im Spätherbſte 1551 durch Tirol heimkehrte und, wie der alte Haller Chroniſt in einer Stelle, die man bei Schönherr l. c. nachleſen kann, ausdrücklich betont, „zu weinachtn“ nach Innsbruck gekommen war, kann man die Zahlangabe (2. Jänner 1551) der ſonſt auch den Zug Maximilians hervorhebenden Brixner Inſchrift ſichtlich nur als ein leicht erklärliches Verſehen betrachten. Daſs das ſchwerfällige Thier dem großen Zuge — Schweyger ſpricht von „etlich 100 pfärdt“ — nachgeführt wurde, alſo erſt am 2. Jänner 1552 Brixen paſſierte, während der Erzherzog nach Innsbruck vorausgeeilt war, läge auch nicht fern; doch wäre letztere Annahme bei dem allgemeinen Ausdrucke „zu Weihnachten“, der ja die Zeit vom Chriſtabend bis Epiphanie bezeichnen kann, nicht einmal durchaus nothwendig. Bei der Schifffahrt über Hall war das Thier jedesfalls wieder im unmittelbaren Gefolge.

Wenn uns nun in von Hörmanns Funden ein elegantes Pergamentblatt, deſſen Schriftzeichen in der Art von Prachtſchriften der Renaiſſance ſchöne Minuskel nachahmen, Reſte einer ausführlichen Beſchreibung des bewunderten Thieres bietet, wenn ferner in dieſer Beſchreibung auf die damals nach Spanien und Portugal gebrachten Elephanten, deren einer ja auch der durch Tirol geführte war, zur Beſtätigung der Nachrichten der Alten hingewieſen wird, ſo iſt die von mir einſt angedeutete Vermuthung gewiſs nicht unwahrſcheinlich, daſs wir es bei dieſem Blatte mit einem Reſtexemplare einer Art von Gelegenheitsſchrift zu thun haben. Doch gehört es nicht, wie nun feſtgeſtellt iſt, zu der aus Brixen ſtammenden Gruppe der Findlinge, ſondern bildete den Umſchlag eines Buches der erzherzoglichen Bibliothek im alten Wappenthurme zu Innsbruck. Das Buch ſelbſt enthält drei Schriften Schenks in folgender Ordnung zuſammengebunden: Interpretatio compendiosa in tres libros usuum Feudorum, Colon. 1555; Progymnasmata fori, Halae Sueuorum 1537; Tomus primus uiridarii conclusionum iuridicarum Ibid. 1537. Der Umſtand, daſs in dem Sammelbande gerade die jüngſte Schrift vom Jahre 1555 vorn ſteht, könnte vielleicht die Annahme nahelegen, daſs unſer Pergament ſchon ein paar Jahre nach dem Erſcheinen des bewunderten Elephanten zum Einbanddeckel verwendet wurde. Weiter iſt die Erſcheinung zu beachten, daſs in unſerem Blatte der Anfangsbuchſtabe, welcher offenbar zu ſchöner Initiale ausgeführt werden ſollte, ausgelaſſen iſt und ein paar Schreibverſehen ſich finden. Ueberblickt

man Derartiges, ſo könnte die nähere Formulierung der Vermuthung nicht ungerechtfertigt erſcheinen, daſs uns in demſelben ein verunglücktes und darum in der Folge bald zu einem Umſchlage in der erzherzoglichen Bibliothek gebrauchtes Exemplar einer bei jener Gelegenheit für hohe Kreiſe vorbereiteten Prachtſchrift erhalten ſei.

Die Beſchreibung des Elephanten ſchließt ſich auch formell mehrfach beſonders gern an Plinius an, jedoch ſo, daſs in der Anordnung des Materials und in der Verwendung der Phraſen gefliſſentlich einige Veränderungen angeſtrebt wurden. Gleich im Anfange finden wir bei Hervorhebung der trefflichen Eigenſchaften des Thieres derartigen, nur leicht modificierten Anklang an die naturalis historia VIII, 1, 1: prudentia, aequitas, religio, intellectus sermonis hominum, imperiorum obedientia officiorumque, quae didicit, memoria. Daran ſchließt ſich die Bemerkung, daſs eben nicht Alles fabelhaft ſei, was die Alten über den Elephanten ſchrieben, vielmehr das Meiſte in neueſter Zeit an den auf die pyrenäiſche Halbinſel (in Hispanias) gebrachten Exemplaren als wahr ſich erweiſe. Ausſchreibung des Plinius blickt dann deutlich wieder durch im Berichte, daſs man die Elephantenzähne in Gegenden Afrikas einſt als Pfoſten in Wohnungen und bei Umzäunungen ſtatt der Pfähle benützte; nur iſt dabei die Beobachtung nicht unintereſſant, daſs, während Plinius (VIII, 10) allgemeiner vom äußerſten Afrika ſpricht, unſer Compilator dieſen Gebrauch dem Stamme der Nigriten zuſchreibt. Wahrſcheinlich faſste er dies Wort

im Sinne von „Neger", wie die Vorstellung eines Zusammenhanges der Bedeutung mit dem lateinischen niger überhaupt sich stark verbreitet hatte. (Vgl. darüber Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie", S. 224). Bei der Bemerkung, dass Manche die Stoßzähne für Hörner hielten, beruft er sich auf Varro, Aelian und Pausanias; die ganze Fassung mit den Gründen weist aber auf Ausschreibung einer lateinischen Uebersetzung der Stelle des Letztgenannten (V, 11; vgl. dazu Lenz' „Zoologie der alten Griechen und Römer", S. 180). Sonst tritt neben Plinius verhältnismäßig am meisten der auch öfter ausdrücklich erwähnte Aristoteles hervor, dessen Thiergeschichte ziemlich sichtlich in der lateinischen Uebersetzung des Theodoros Gaza benützt wurde. Der Passus über die Zähne und über die kleine Zunge stimmt fast wörtlich mit der genannten Uebertragung der betreffenden Stellen des Stagiriten überein (II, 5 bis 6). Wie der Elephant beim Durchwaten von Flüssen seinen Rüssel über das Wasser emporstreckt und mit demselben athmet, ist auch im engen Anschlusse an Aristoteles dargestellt (IX [X Ed. Bekker], 46). Die Beschreibung, wie er hohe Palmen mit der Stirn umstürzt und dann deren Früchte frisst, ist zwar auch in derselben Quelle angedeutet (IX [X Bekker], 1), aber die Fassung unseres Blattes beruht hier wieder einmal auf einem fast wörtlichen Excerpte aus Plinius (VIII, 10), welcher seinerseits selbst, worauf ich einst zuerst hingewiesen, den Aristoteles gern nach der lateinischen Bearbeitung des Pompeius Trogus benützt hatte. (Vgl. meine philolog. Abhandlungen II, 119.)

k. Deutsches Institut

Doch genug der Einzelbeiſpiele, deren Verfolgung bis zu allen Kleinigkeiten herab hier zu weit führen würde; die Arbeitsmethode des jedesfalls beleſenen Elephanten-Beſchreibers der Renaiſſance iſt durch das Mitgetheilte gewiſs ſchon klar genug geworden. Die eingeflochtenen Erzählungen von der Geſchicklichkeit, mit dem Rüſſel auch die kleinſten Münzen aufzuheben, um ſie dem auf dem Rücken ſitzenden Lenker zu reichen, und von den Melonenpflanzungen, welche durch ihren Geruch ſchon aus der Ferne die Elephanten anlocken und dann von ihnen geplündert werden, gehören wol zu den eigenen Zugaben des Verfaſſers, welche auf der Beobachtung des durchziehenden Thieres und auf Nachrichten ſeiner Begleiter beruhen mögen. Die Abbildung, welche der oben beſprochenen Inſchrift am alten Gaſthofe zu Brixen beigegeben iſt, zeigt den Elephanten, der einen Menſchen auf dem Rücken trägt, mit etwas ſeitwärts erhobenem Rüſſel. An der letztgenannten Stelle unſerer Beſchreibung iſt dann ausdrücklich auf die Kenntnis infolge der „Recens nauigatio Hispanorum“ hingewieſen.

Nachdem dieſer „berühmte Elephant“ auch Gaſthäuſern in Innsbruck und Hall den Namen gegeben hatte, welche ſich freilich nie zu dem Range des gleichnamigen Brixner Hotels erſchwingen konnten, langte er im April 1552 in Wien an. Dort muſs er bei der Ankunft in einem Gaſthauſe des berühmten Platzes am Graben gehaust haben, welches bis in die neuere Zeit (1789) ſein Bild und die Inſchrift „Zum ſchwarzen Elephanten“ zeigte. G. A. Schimmer berichtet darüber:

„Das Bild bewahrte die Erinnerung an die Rückkehr Maximilians II. aus Spanien, welcher zur großen Sensation der Wiener den ersten Elephanten in ihre Stadt brachte. Der Zudrang zu diesem nie gesehenen Monstrum war außerordentlich, so dass der freundliche Kronprinz das Thier durch längere Zeit in einer großen Scheune ausstellen ließ, bis dasselbe später der Menagerie des Neugebäudes einverleibt wurde. Zum immerwährenden Gedächtnisse wurde der Elephant an dem genannten Hause abgebildet, wobei folgende lateinische und deutsche Inschrift stand:

Sincera pictura elephantis
Quem Serenissimus Rex
Maximilianus
Primo Viennae spectandum
Exhibuit
Mense Aprili anno MDLII.

Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,
Seine ganze Größ also gestalt
Ist hier gar fleißig abgemalt,
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan
Im Monat Aprilis fürwahr
Als man zelt 1552 Jahr.“ *)

Der wackere Postmeister Heiß in Brixen ist also mit Recht stolz auf den Elephanten, den er auch im Innern des Hauses durch zahlreiche Bilder ehrte und stets mit frisch duftendem Blumenschmuck umgibt.

*) Das alte Wien II S. 11 (Wien 1854).

II.

(1895.)

Beim „Kobacher“ in Villanders.

Das alte Städtchen Klauſen mit ſeiner Umgebung war in den Zeiten vor Eröffnung der Brennerbahn von Durchreiſenden recht wenig beachtet worden. Man war gewöhnlich ſogar froh, wenn man die ſprichwörtlich gewordene enge Hauptgaſſe*), durch welche der Poſt- oder Stellwagen nervenerſchütternd dahinrollte, hinter dem Rücken hatte und athmete, ohne eine Ahnung von den mancherlei Reizen dieſes Erdenwinkels bekommen zu haben, förmlich auf bei dem Gedanken, daſs es in dieſem „Neſte“ keinen längeren Aufenthalt gebe und bald Brixens, „des tiroliſchen Koblenz“ weitere Gefilde ſich öffnen werden. Wie iſt nun das anders geworden, ſeit mein lieber Bruder Ignaz, Adolf v. Pichler, Ludwig Steub dies Dornröschen wieder erweckten!**) Es wimmelt ſeit Jahren im hier ſo wundervollen Frühherbſt von Fremden und Tirolern, welche die alten, nun durch Künſtlerhände geſchmückten Gaſthäuſer zum „Lamm“ und zur „Gans“ als Standort und Ausgangspunkt für lohnende Ausflüge wählen, und nicht

*) Vgl. darüber die treffliche Schilderung in Staffler's Tirol II S. 953.

**) S. Jgn. V. Zingerle „Schildereien aus Tirol“ II, 248.

müde werden, die Schönheiten derſelben in Bildern und Schriften der Welt zu verkünden.

Und dennoch fand ich jüngſt unter guter Führung noch ein idylliſches Plätzchen, das mir früher, trotz meiner manchfachen Rundgänge mit gelehrten Herbſtgenoſſen, unbekannt geblieben war und auch von keinem Anderen bisher meines Wiſſens eines Lobes gewürdigt wurde. Zieht man vom Eiſakſtädtchen ſüdwärts gegen Waidbruck, ſo biegt man, ſtatt direkt zum oft geprieſenen „kalten Keller“ zu ſteuern, früher rechts ab und wandert einem lieblichen Gehöfte zu, das ſich an den Fuß des Berges ſchmiegt, auf welchem das Pfarrdorf Villanders mit ſeiner ſtolzen, weithin ſichtbaren Kirche thront. Das Haus iſt zwiſchen ſchönen Kaſtaniengruppen und darüber ſich hinziehenden Weinbergen ſo gelegen und der Straße entrückt, daſs man faſt glauben möchte, ſich in einem einſamen Thälchen zu befinden. Dennoch iſt der Blick auf das jenſeitige Gelände frei, auf die heiteren Höhen von Laien, denen auch das Schlöſschen Luſenegg angehört, welchem die Edlen von Preu eines ihrer Adelsprädikate entlehnten. In der herbſtlichen Abendbeleuchtung, die zum Rufe Klauſens ohnehin nicht wenig beigetragen, iſt das Ruheplätzchen geradezu einzig in ſeiner Art. Bald erſcheint der „Kobacher“ — dies der Name des Hofes — in der Mitte bausbackiger Kinder und bringt eine Flaſche echten Leitenweines. Der Wein von Klauſen, welcher einſt, wie der im Jahre 1739 ſelbſt im Hamburger Converſationslexikon ſo gerühmte Brixner, großen Ruf genoſs, zeichnet ſich noch immer dadurch aus, daſs er „unver-

ſchnitten", d. h. rein für ſich, ohne Vermiſchung mit anderen Sorten verabreicht wird. Auch wird er hier meiſt noch nach der alten Art bereitet, wie an der Donau, am Rhein, jetzt auch wieder auf Schloſs Rametz bei Meran, und Dr. Guarinoni's Recepte*), welche ſonſt in Tirol ſeit dem 16. Jahrhundert ſo beliebt wurden, ſcheinen hier nie ſtarken Einfluſs geübt zu haben.

Zu der herrlichen Gegend und zum guten Tropfen paſste aber auch der Bauer, ein echter Villanderer, welcher, ohne aufdringlich zu ſein, auf jede Frage treuherzigen Beſcheid wuſste. Ueber Umgebung, Sagen und Volksgebräuche zeigte er ſich gut unterrichtet. Als auf den Edelſitz Lufenegg die Rede kam, meinte er, „ja von dem Schloſs erzählt man viel; es ſoll einmal ein unterirdiſcher Gang von dort nach Klauſen geführt haben; unter den Käſtenbäumen klingt noch alles hohl und ein goldenes Kegelſpiel ſoll irgendwo verborgen ſein**). Auch da oder uns im Villanderer Schloſs ſoll's Manches geben, z. B. eine unterirdiſche Kirche, welche vor Zeiten den „Lutheriſchen" zur Verſammlung diente." Letzteres iſt wol eine Erinnerung an die geheimen Zuſammenkünfte der Wiedertäufer, deren Anwachſen in dieſen Gegenden einſt bekanntlich zu ernſtem Einſchreiten Anlaſs gab***). Ebenſo machte mich der

*) Vgl. darüber die intereſſante Skizze von J. G. Obriſt in der „Meraner Zeitung" 1885 Nr. 28 („Ueber Tiroler Weine").

**) Vgl. ähnliches bei den Mocheni oben S. 29.

***) Vergl. Ign. V. Zingerle „Schildereien aus Tirol" II, 370.

ländliche Cicerone auf Merkwürdigkeiten ſeines Pfarrdorfes Villanders aufmerkſam, namentlich auf die ausgedehnte „Beingruft“ im Unterbau der Nebenkirche, die mich bei einem Beſuche in den nächſten Tagen mit ihren weit ſich in die Felſen hineinziehenden Schachten wirklich überraſchte.

Vom Düſteren kam der Erzähler aber bald wieder auf Fröhliches und beſonders regte ihn eine Frage über die Hochzeitsgebräuche dieſer Gegend an. Der mit Humor mitgetheilte Küchenzettel erinnerte mich einigermaßen an den vor Jahren in Paſſeier notierten*), nur lautete er noch genauer und ſtimmte faſt wörtlich mit einem aus dem Hinterpuſterthale (St. Jacob in Taufers) mir zugekommenen überein: Maibutter und „Krapflen“ (alſo auch hier ſüße gustatio!); Nudelſuppe mit Würſten; Knödel und Eingemachtes; „grünes“ Fleiſch mit Kraut; Süßigkeiten; gebackenes Kalbfleiſch; Schweinsbraten; „Turtenzuig“ mit warmem Wein (Glühwein). Bloß der Unterſchied machte ſich bemerklich, daſs hier beim Erſcheinen des „Krautes“, wie auch ſonſt in Tirol**), die Pöller erdröhnen („zum Krautſchießen“), während in Taufers nach dieſem wichtigen Imbiſs der erſte Tanz beginnt, welcher das Mahl bis 4 Uhr unterbricht und wobei die Braut möglichſt rüſtig tanzen muſs, damit die Kinder nicht „bucklig“ werden. Aber an die Paſſeirer erinnerte mich anderſeits wieder die Warnung an dieſem Ehrentage des Lebens ja nicht etwa ſparen

*) Vgl. oben S. 45.

**) Ign. V. Zingerle, Sitten und Bräuche S. 21.

zu wollen. Wenn der Bräutigam auf dem Kirchgange den umſtehenden Armen und Kindern zu wenig Geld zuwirft, ſo hört man gleich den Ruf „Pulgken“ *), der bedeuten ſoll: „Du biſt ein Bauer, der ſich nicht mehr gönnen kann, als einen Mehlbrei.“

Von der Nachhochzeit am folgenden Tage, welche bei den auch ſchon einmal zum Vergleiche herangezogenen Puſterthalern im Gebrauche iſt, konnte ich hier nichts erfragen. „Um Eier und Schmalz gehen“ nennt man es dort, wenn am nächſten Morgen die „Buben“ mit den Geräthen der Beſchäftigung des jungen Ehemannes vor dem Hauſe der Neuvermählten erſcheinen und dafür von der jungen Frau im eigenen Heim bewirtet werden, was faſt an die römiſchen repotia erinnern könnte. Doch zu welchen Auseinanderſetzungen und Vergleichen hat mich da unſer Kobacher ſchon geführt! Vielleicht beſuche ich ihn wieder einmal und höre noch Mehreres. Diesmal mahnte der kurze Herbſtabend zum Aufbruch und mit einem duftenden „Buſchen“ aus dem Gärtchen beſchenkt wanderten wir zurück zum alten Klauſen, auf welches das hohe Säben im Glanze des aufgehenden Mondes geiſterhaft herniederſchaute.

*) Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 519.

Ueber Berührungen tiroliſcher Sagen mit antiken.

(1894.)

Nachdem Jacob Grimm, der Begründer der deutſchen Mythologie als Wiſſenſchaft, wiederholt auch auf Verwandtſchaft germaniſcher Sagen mit antiken hingewieſen hatte, wurde dieſes Gebiet von Germaniſten und Vertretern der claſſiſchen Philologie in mythologiſchen Werken und Abhandlungen mehr und mehr berückſichtigt. Namentlich haben die Pfleger der vor ein paar Jahrzehnten mit ſo großen Hoffnungen begrüßten vergleichenden „indogermaniſchen" Mythologie dieſen Erſcheinungen naturgemäß beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet und wir finden in den bekannten Kreiſen ſolcher Richtung, freilich oft recht zerſtreut, viele derartige mehr oder weniger gelungene Zuſammenſtellungen; in größter Zahl wol in den Schriften von Schwartz und Mannhardt. Haben ſich nun auch die an jene Anfänge und an die Kuhn-Müller'ſche Richtung geknüpften k ü h n e n Hoffnungen nicht beſtätigt, ſo ergab ſich doch in gar man-

chen Punkten das Bild gemeinſamer und alter Vorſtellungen unter den indogermaniſchen Stämmen*), alſo auch zwiſchen den germaniſchen und graeco-italiſchen. Man zollt jetzt Schwartz die Anerkennung, daſs er trotz mehrfacher Verirrungen und Verſchiebungen gerade dadurch, daſs er dem Quell des mythiſchen Denkens nachgieng, ein Mitbegründer der Anthropologie wurde**) und hebt in dieſer Beziehung beſonders das Verdienſt Mannhardt's mit Recht hervor, welcher in ſeinen letzten und reifſten Arbeiten, wie in den „Wald- und Feldkulten" (Berlin 1875—77), die ſich von früheren Einflüſſen losmachten, derartiges eben für die germaniſchen und claſſiſchen Völker oft recht verſtändlich aufdeckte***). Manches für die germaniſche Sage wurde gelegentlich auch ſchon durch Belege aus den Mythenſchätzen Tirols gedeckt; für Einzelnes aber ergaben ſich noch Ergänzungen oder bisher unbeachtete Nachträge, welche ich aus meinen Sammlungen hier kurz zuſammenſtelle†).

*) Vgl. O. Cruſius, Beiträge zur griech. Mythologie und Religionsgeſchichte (Leipzig 1886) S. 1.

**) Vgl. E. Mogk bei H. Paul Grundriſs der german. Philologie I (Straſsburg 1891), S. 990.

***) O. Cruſius a. a. O., E. Mogk S. 991, L. Friedländer, „Griech. Mythologie" in der deutſchen Rundſchau. Oktob. 1887.

†) Der Kürze halber gebrauche ich für öfters zu nennende Schriften folgende Abkürzungen: A. = v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857. — v. H. = Mythologiſche Beiträge aus Wälſchtirol von Dr. Ludw. v. Hörmann, Innsbruck 1870. — Ha. = Sagen aus dem Paznaun von Chr. Hauſer, Innsbruck 1894. — H. = Sagen und Märchen von A. J. Hammerle, Innsbruck 1854. — M. = Aus dem deutſchen Südtirol von Al. Menghin, Meran 1884. — Schn. = Märchen

Pauſanias II, 37, 5 berichtet vom alkyoniſchen See im Gebiet von Lerna in Argolis, er ſei von ſo unergründlicher Tiefe, daſs ſelbſt Nero's Verſuche, dieſelbe zu meſſen, ſcheiterten; ferner habe deſſen Waſſer die Eigenſchaft, die Menſchen in die Tiefe zu ziehen. Dieſe Züge kehren in unſeren Sagen genau wieder. Der Piller See iſt unergründlich und als jemand ſeine Tiefe meſſen wollte, wurde er mit den Worten bedroht: „Ergründſt du mi, Schlind i di" (ZZ. 140); die nähere Beſchreibung der Meſſungsverſuche ähnelt ſich bei Pauſanias und in der Tirolerſage ganz auffallend*); wer in der Nähe des Wildalpenſees einſchläft, wird hineingezogen (ZZ. 143); das Vieh, welches dem Weißbrunner See zu nahe kommt, wird allemal verſchlungen (ZZ. 146) und der beim See in Navis entſchlafene Senner findet ſich beim Erwachen mit dem halben Leibe im Waſſer (ZZ. 151). — Wie bei Aelian V. H. XII, 57 der See bei Oncheſtos nach Art eines Stieres brüllt**),

---

und Sagen aus Wälſchtirol von Chr. Schneller, Innsbruck 1867. — VS. = Die Sagen Vorarlbergs von Vonbun-Sander, Innsbruck 1889. — ZZ. = Sagen aus Tirol von J. V. Zingerle, 2. Aufl., Innsbruck 1891. Die beigefügten Zahlen beziehen ſich auf die Seiten.

*) Pauſanias: σταδίων πολλῶν κάλους ποιησάμενος καὶ συνάψας ἀλλήλοις, ἀπαρτήσας δὲ καὶ μόλυβδον ἀπ' αὐτῶν; vgl. ZZ. 624 „man ließ eine ganze Saumladung Spagat hinauftragen und befeſtigte an dem ſtundenlangen Spagat einen ſchweren Bleiklumpen."

**) Vgl. auch die Stiergeſtalt griech. Fluſsgötter und die von Poſeidon aus den Gewäſſern entſendeten Stiere, Preller-Robert griech. Myth. S. 581.

ebenſo brüllt der Duxer See (ZZ. 154) und „lurlt“ der See beim Roſengarten (ZZ. 151); zur Erläuterung der letzteren Sage iſt beizufügen, daſs in der dortigen Gegend der Zuchtſtier „Lurler“ genannt wird. Bei VS. 113 wohnt im Sünſer See ein Stier, der durch Steinewerfen gereizt wird. In der „Tetengruberlak“ im Zillerthal haust ein ſchwarzer Stier, deſſen Brüllen man öfter hört (Mittheilung Dr. L. v. Hörmann's). — Bei Pauſanias III, 21, 2 ſtürzt eine Jungfrau in die Quelle Pellanis und verſchwindet, allein ihr Schleier taucht in einer anderen Quelle auf*); in den tiefen Schwarzſee fiel einmal eine Kuh, ihren Schellbogen fand man aber dann im Mareiter Bach (ZZ. 149), wie den einer in den Uebelſee in Paſſeier verſunkenen Kuh im Sterzinger Moos (M. 51). — Mit dem von Pauſanias VIII, 38, 3 erwähnten Regenzauber im Lykaeiſchen Zeuskult, wo bei Trockenheit der Prieſter das Waſſer der heiligen Quelle mit einem Eichenzweige berührte, bis ſich Regenwolken bildeten**), hat Mannhardt***) nach dem Vorgange von Schwartz †) treffend die bei Grimm D. M.² 1041 geſammelten germaniſchen Hexenſagen verglichen, nach welchen Weiber ſo lange in Bäche mit Gerten ſchlagen, bis Nebel hervorkommen. Die tiroliſche Sage bei ZZ. 453, wo das „Pemmerer Weibele mit einem Tannenzweig in einer Lake piſelte,

*) Vgl. Sam Wide Lakoniſche Kulte (Leipzig 1893) S. 231.

**) Vgl. jetzt auch W. Immerwahr Kulte und Mythen Arkadiens (Leipzig 1891) S. 6.

***) Wald- und Feldkulte II, 341.

†) Urſprung der Mythologie (Berlin 1860) S. 261.

bis Gewölk aufſtieg", ſteht nicht nur der Beſchreibung des Pauſanias beſonders nahe, ſondern beſtätigt durch den Wortlaut auch glänzend eine Conjectur v. Andrians in einem ſteieriſchen Hexenproceſſe, wo „durch Schlagen einer Lake" (ſtatt „eines Lakens") hergeſtellt wird*). — Die Einzelzüge in der Beſchreibung der „Feichtenhexe" (JZ. 450), welche Gewitter heraufbeſchwört, Winde erregt, Muhren losläßt, berühren ſich enge mit derartigen antiken Beſchreibungen der Zaubermacht; vgl. z. B. die

*) Vgl. F. Frhr. v. Andrian, Ueber Wetterzauberei in Mittheilungen der anthropolog. Geſellſchaft in Wien 24. Bd. (1894, Separatabdruck S. 109). Mit dem von v. Andrian a. a. O. S. 82 und R. Beer, Heilige Höhen der Griechen und Römer (Wien 1891) S. 20 für ihre Zwecke gut herangezogenen Berichte des Dikaiarch über die Prozeſſion zum Heiligthum des Zeus auf dem Pelion, wobei die Opfernden in Widderfelle gehüllt emporſtiegen, könnte ſich im Urſprunge theilweiſe vielleicht die „Widderprozeſſion" auf das Höhenkirchlein bei Lavant im Puſterthal vergleichen laſſen, da dieſelbe nach manchen Anzeichen eigentlich wol ein noch aus heidniſcher Zeit überkommener Brauch ſein dürfte, der trotz des Auffälligen ſchwer abzuſchaffen war und darum ſpäter durch die ſchöne chriſtliche Legende motiviert wurde. — Der ausgeſuchte Widder mit ſchönem Felle, deſſen Wolle das ganze Jahr nicht abgenommen worden, wird in großartigem Zuge hinaufgeführt und droben nach Beendigung einer kirchlichen Feier verkauft. Der Kaufpreis gelangt in die Kaſſe des Wallfahrtskirchleins. Vgl. Meraner Burggräfler 1894 Nr. 30 S. 3. (Der Gebrauch wurde dann nach dem erſten Erſcheinen dieſer Abhandlung auch beſprochen von K. Weinhold in der Zeitſchr. des Vereins für Volkskunde 1895 S. 205). — Ueber ein Widderopfer in der Jachenau in Oberbaiern vgl. U. Jahn, Die deutſchen Opfergebräuche (Breslau 1884) S. 138.

Stellen in meinem Buche Ovid und ſein Verhältnis zu den Vorgängern I, 74 ff. (cum voluit toto glomerantur nubila caelo; illa loco silvas vivaque saxa movet; ventos abigoque vocoque). — Der in der obigen Sage vom „Pemmerer Weibele", wie in gar manchen anderen (M. 70; JZ. 454, 459, 460, 461, 464, 471, 673) begegnende Zug, daſs Berührung mit bloßer Erde Zauberern neue Kraft verleiht*), erinnert an den Antaiosmythos, wobei es nicht unintereſſant iſt, daſs derſelbe auch in unſeren Sagen gerade bei männlichen Unholden öfter hervortritt und daſs anderſeits ebenſo in Erzählungen über Antaios Beziehungen zum Wetter ſich zeigen, wie z. B. in der bei Mela III, 10 erwähnten, daſs es beſtändig regne, wenn man etwas Erde von ſeinem Grabe wegnehme**). Iſt letztere auch nicht mehr als eine Lokalſage, ſo gibt ſie doch einen neuen Berührungspunkt zwiſchen dem antiken „Unholde"***) und den aus germaniſchen Sagen erwachſenen, welche ſchließlich als Hexenmeiſter gedacht, bald durch ihre Wetterkünſte, bald durch ihre Roblerkraft hervorragen†). Wenn dann unſer Volk von ſolchen Zauberern im Anſchluſſe faſt regelmäßig weiter erzählt, daſs man ſie,

*) Vgl. auch Grimm D. M.³ 1030.

**) Vgl. Paulys Realencyclopädie I, 1077.

***) Mit dieſem Ausdrucke bezeichnet Oertel in Roſcher's Lexikon der griech. und röm. Mythologie I (Leipzig 1884) S. 364 ſchließlich das Weſen des Antaios.

†) Die Kraft der Berührung mit der heimatlichen Erde begegnet auch in der Sage vom Giganten Alkyoneus, vgl. Roſcher Lex. I, 251 und über das Verhältnis zur Antaiosſage Max Mayer Giganten und Titanen (Berlin 1887) S. 172.

um die Berührung mit der Erde zu verhindern und ihre Kraft zu brechen, endlich in einem kupfernen Keſſel zur Richtſtätte führte (ZZ. 673; J. Platter Innsbr. Nachr. 1894 Nr. 173), ſo treffen wir auch im Alterthume die Anſchauung von der zauberbrechenden Macht des Erzes in ausgedehnten Kreiſen*).

Der antike Mythos vom zerſtückelten und gekochten Pelops, deſſen Schulterſtück, von Demeter aus Verſehen verzehrt, dann bei der Wiederbelebung von ihr durch Elfenbein erſetzt wurde**), erinnert zunächſt einigermaßen an die Tiroler Sagen von der „erlenen Hexe" und der „Haſelhexe", bei deren Wiederbelebung nach der Zerſtückelung die Genoſſinnen ein Glied nicht mehr fanden und dasſelbe durch Erlholz oder einen Haſelzweig erſetzten (ZZ. 469—470); dann aber auch an die von wilden Frauen gekochten und nach dem Mahle wieder belebten Thiere, welche hinken muſsten, weil ein Beinlein, das von einem zum Schmauſe Geladenen aus Verſehen verſchluckt worden war, nicht mehr eingefügt werden konnte (v. H. 6; Schn. 207; VS. 29; ZZ. 14 bis 15). — Die Sage von der beabſichtigten Verjüngung des Dr. Theophraſt, welche durch den Vorwitz des Dieners geſtört wurde (A. 309; ZZ. 479), ähnelt wenigſtens in einem Hauptzuge dem durch Belauſchung vereitelten Verſuche der Demeter, dem Demophoon ewige

*) S. die Belege bei E. Rieß in Wiſſowa's Realencyclopädie I (Stuttgart 1893) S. 51.

**) Belege bei E. Jacobi mythol. Handwörterbuch S. 717 und Preller griech. Mythol. II³, 384.

Jugend zu verſchaffen*), während die Zerſtückelung zum Zwecke der Verjüngung an derartiges in Medeaſagen anklingt**). Dieſem Doctor Theophraſt hatte der Beſitz eines Haſelwurmes zu ſeiner wunderbaren Kenntnis der Kräuter verholfen, die ihm durch Rede ihre Kräfte kund thaten (ZZ. 183, 477; A. 308); ein Bauer in Zillerthal, der einen Haſelwurm gegeſſen, unterhielt ſich durch Belauſchung der Geſpräche der Vögel (A. 378); ähnlich erzählt Apollodor I, 9, 11, daſs Melampus, nachdem ihm Schlangen die Ohren geleckt, die Stimmen der Vögel verſtand; auch glaubten die Alten, daſs genoſſenes Schlangenfleiſch die Sehkraft verſchärfe***), wie in unſerer Sage der Genuſs des Haſelwurmes Hellſehen und alle Wiſſenſchaft verleiht (ZZ. 183)†). — Der Chaldäer bei Lukian Philopſeud. Cap. 12 treibt durch Verleſung von ſieben heiligen Worten und durch den Gebrauch einer Fackel alle Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, läſst eine alte Schlange, die nicht kommen will, durch die jüngſte nachholen und verwandelt dann ſämmtliche durch Anblaſen in Aſche; damit vergleicht ſich die Sage vom Wurmbanner auf der Villanderer Alm, der ein Feuer anzündet und Sprüche murmelt, worauf die Schlangen, und unter ihnen ſchließlich noch der „weiße Wurm“, von allen

*) Roſcher's Lex. d. Myth. I, 988: Schwartz Urſpr. d. Myth. S. 123.

**) Preller griech. Myth. II³, 338.

***) E. Rieß bei Wiſſowa a. a. O. I, 78.

†) Ueber Schlangeneſſer und deren langes Leben vgl. E. Rohde der griechiſche Roman (Leipzig 1876) S. 219.

Seiten daherſchießen, in das Feuer rennen und verbrennen (ZZ. 182)*). — Ueber die Vorſtellung Schätze hütender Schlangen, welche auch in den Tiroler Sagen eine ſo große Rolle ſpielt (ZZ. 315 ff.), vergleiche man bei den Griechen die Stelle Artemidors II, 13: καὶ πλοῦτον καὶ χρήματα (σημάινει ὁ δράκων) διὰ τὸ ἐπὶ θησαυροὺς ἱδρῦσθαι. — An den häufig begegnenden Zug, daſs Goldſchätze in Kohlen ſich verwandeln (ZZ. 333) oder umgekehrt (ZZ. 301 ff.), dürfte im Grunde die von Lukian im Hermotimos 71 wie ſprichwörtlich gebrauchte Phraſe erinnern: So wäre alſo der Schatz, den du mich ſehen ließeſt, zu Kohlen geworden!

Wie die Bakchen mit dem epheuumkränzten Fichtenſtabe Wein und Milch hervorlocken**), ſo bohren Hexen Fichten mit einem Zauberſpruche an und es fließt neuer Wein (ZZ. 408, 468; Ha. 16); dieſer Wein wird aber nach unſerer Sage ſeinem Eigenthümer entzogen, wie ſolche Weiber auch Milch und Butter aus fremden Kübeln herauszaubern (ZZ. 422 ff.; VZ. 160) und das Getreide der Nachbarn ſich aneignen (ZZ. 667); auch die Römer glaubten, daſs Zauberer den Nachbarn die Feldfrucht entziehen***). — Wenn der Hausknecht beim Sternwirth in Meran von einer Hexe in einen Eſel

*) Die alte Schlange bei Lukian und der weiße Wurm in Villanders, die zuletzt erſcheinen, weiſen wol auf den „Natternkönig" (A. 378).

**) Roſcher's Lex. d. Myth. I, 1042.

***) Georgii in Pauly's Realencyclopädie IV, 1403; Rieß bei Wiſſowa a. a. O. S. 83.

verwandelt wird und nur durch Verzehren eines Blumenkränzleins die menſchliche Geſtalt wieder erlangen kann (ZZ. 427), ſo denkt man wol an die Macht der Kirke, Menſchen in Thiere zu verwandeln, und an das Wunderkraut, welches gegen den Zauber ſchützte (Homer Odyſſ. X, 261 ff.). — Die Macht des Pfarrers von Graun (ZZ. 480) und des Curaten von Ladis (Ha. 36), welche auflauernde Strolche in ihre Gewalt bannen, erinnert an die ähnliche der Veſtapriesterinnen, wenn dieſelben durch ihr Gebet flüchtige Sklaven bannen*). — Der aus Rieſenſagen bei uns gerne auf den Teufel übertragene Zug**), daſs dieſer als Baumeiſter an der Vollendung eines Baues durch den Hahnkrat geſtört wird und darauf den letzten durch die Luft herbeigeſchleppten Stein fallen läſst (M. 12; ZZ. 388), hat ein Gegenſtück in der Atheneſage bei Antigonos von Karyſtos ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγή Cap. 12, wonach die Göttin zur Befeſtigung der Akropolis einen Berg von Pallene herbeiholen wollte, ihn aber unterwegs bei der Begegnung mit einer Krähe fallen ließ. — Ueber die ob ihres Uebermuthes verſteinerte Rieſenkönigin Frau Hitt (ZZ. 127), die ſich theilweiſe zur Niobe ſtellt, vgl. Grimm D. S. I, 276; bei A. 229 begegnet der verſteinerte Rieſenkönig Serles. — Eine ziemlich ſichere Parallele zu den von der tiroliſchen Sage an verſchiedenen Orten localiſierten Fußſpuren von Rieſen

*) Preller-Jordan Röm. Mythologie (Berlin 1881) I, 138.

**) Grimm D. M. 977, Schwartz Urſprung d. Myth. S. 16; vgl. VS. 142.

(ZZ. 133, 620) und dämoniſchen Weſen (ZZ. 396, 397, 661) liefert ein aus Piſidien ſtammender Bronzefuß; die beigegebene Weihe-Inſchrift beweist, daſs er nicht als Votivgabe*) für erlangte Heilung von einem Fußübel aufzufaſſen iſt, ſondern daſs er als Denkzeichen für die Stelle gedacht war, an welcher dem Weihenden die leibhaftige Erſcheinung des Gottes zutheil geworden**). — Funde übergroßer Knochen werden als Ueberreſte der Rieſen betrachtet (ZZ. 134); vgl. Phlegon περὶ θαυμασίων 13 ff. und E. Rohde, der griech. Roman S. 205. — Mannhardt in den Wald- und Feldkulten II, 106 hat bei ſeiner Vergleichung des Kyklopen Polyphem und ſeiner Sippſchaft mit unſeren wilden Leuten***), Almputzen u. dgl. in anerkennenswerter Weiſe bereits auch mehrere tiroliſche Sagen herangezogen; dahin gehört beiſpielshalber weiter noch der Lorg von Stilfs im Vinſtgau bei ZZ. 2, jener einäugige Rieſe, der die Knaben fortnimmt, was im Urſprunge zugleich wol auch noch auf den Menſchenfreſſer weiſt. Wenn Mannhardt im Anſchluſſe fortfährt: „von einem Menſchen miſshandelt nennen ſie

*) Vgl. über ſolche O. Jahn, über den Aberglauben des böſen Blicks bei den Alten (Verhandl. der k. ſächſ. Geſellſchaft der Wiſſ., Leipzig 1855) S. 103.

**) S. K. Graf Lanckoronski, Städte Pamphyliens und Piſidiens (Wien-Leipzig 1891 ff.) II, 220.

***) Auch die vergiliſche Camilla wurde jüngſt in ihrem Grundweſen einer volksthümlichen Vorſtellung aus dem Kreiſe der „wilden Leute“ zugewieſen und dabei die Kleidung der Tiroler „Fanggen“ erwähnt. Knaack im rhein. Muſeum 49, 529.

deſſen vermeintlichen Namen ‚ich ſelbſt‘ als Thäter, wie Polyphem den ‚Niemand‘*), ſo ſind freilich gerade da die ſchönſten Belege aus dem Sagenkreiſe Tirols nachzutragen.

Bei Zſ. 134 befreit ſich ein Bauer im Oberinnthal von der menſchenfreſſenden Fanga dadurch, daſs er als ſeinen Namen „Saltthon“ angibt und ſie dann durch Liſt einklemmt, worauf ſie dem ihr zu Hilfe eilenden Waldmann auf die Frage, wer ihr etwas zu Leide gethan, „Saltthon“ antwortet und nun von dieſem mit dem Spotte „Saltthon, ſalt g'litten“ im Stiche gelaſſen wird; vgl. „I ſelber“ bei Zſ. 411, „Sall to“ bei Ha. 9, „Sèlb“ bei VS. 47. Auch die Berauſchung, durch welche der Menſch ſolche Dämonen überliſtet**), kehrt in ähnlichen Kreiſen unſerer Sagen wieder, wie z. B. bei Schn. 213 der milchſtehlende Salvanel dadurch gefangen wird, daſs der Hirt die Milchgeſchirre mit Wein anfüllt. — In der von Mannhardt a. a. O. S. 68 ff. geiſtvoll behandelten Sage von Peleus und Thetis, wobei er letztere urſprünglich als eine Elfe zu erweiſen ſucht, die ſtumm bei dem Gatten weilt, und als dieſer gegen ein Verbot handelt, verſchwindet***), wird die mit einem ſterblichen Manne vermählte Salige zum Vergleiche herangezogen, welche, ſobald letzterer ſie

*) Vgl. auch L. Friedländer in der deutſchen Rundſchau October 1887 S. 17.

**) Vgl. über derartiges die zur Polyphemſage weiter gefügten Belege aus dem Alterthum in Roſcher's Lex. d. Myth. I, 1067.

***) Vgl. L. Friedländer a. a. O. S. 17.

ſchilt, oder das Geheimnis ihres Urſprungs erfährt, plötzlich verſchwindet; den dabei theilweiſe auch berührten Sagen aus Tirol ließen ſich wieder recht bezeichnende anfügen; eine der ſchönſten iſt wol die von der Lecklahner Jungfrau, welche vom ſchönen Mair in Glaning „eingefadelt“ deſſen Weib geworden war, aber ſpäter um ihren Namen befragt, ſofort verſchwand und nur noch an Feſttagen wiederkehrte, um ſtillſchweigend und vom Manne ungeſehen ihre Kinder zu pflegen (ZZ. 41)*). — Sterbliche Männer, welche die ſo gerne am Waſſer wohnenden Saligen einmal geſehen oder gehört haben, verzehren ſich in Sehnſucht, wenn ihnen die Zuſammenkunft nicht mehr geſtattet iſt, ja ſterben dahin (A. 30, 20; ZZ. 43, 33; H. 8); bei Pauſanias VII, 23, 1 verzehrt ſich Selemnos, als die Nymphe Argyra nicht mehr zu ihm kam, in Liebesgram und wird von Aphrodite in einen Fluſs verwandelt. — Die Sage von den Saligen, welche ihren Burſchen auftragen, die ihnen gegebenen Ringlein keinem anderen Weibe zu geben und nach dem Bruche des Verſprechens „keinen guten Stern mehr über dieſelben leuchten laſſen“ (ZZ. 42), ähnelt jener Variante der Daphnisſage, in welcher die Nymphe dem Hirten das Verſprechen abnimmt, keiner anderen Jungfrau zu nahen, und nach Verletzung desſelben ihn mit Blindheit ſtraft**). —

*) Die von Mannhardt S. 127 erwähnte Sage bei v. H. 8 gehört doch im Hauptttheile auch am beſten in dieſen Kreis.

**) S. Belege in Roſcher's Lex. d. Myth. I. 956. Vgl. E. Rohde, der griech. Roman S. 29 und 109.

Die bekannte Erzählung Plutarch's (de def. orac. 17) vom großen Pan erweist ſich durch analoge in ganz Deutſchland verbreitete Erzählungen als echte Volksſage, die freilich immer noch räthſelhaft bleibt*); für die Belege aus Tirol vgl. noch ZZ. 55 mit dem Anhang S. 599; Schn. 212; VS. 52; Ha. 11; F. Plant Berg- und Thalfahrten S. 132. — Ueber die Pygmäen, welche theilweiſe Analogien zu unſeren Zwergſagen bieten, wird nächſtens von anderer Seite eine Arbeit veröffentlicht und Einiges iſt ja da, als nahe liegend, längſt notiert. Nur ein Beiſpiel möchte ich aus meinen Sammlungen hier anfügen. Wenn wir bei Philoſtratos II, 22 das Gemälde treffen, wie Herakles die Pygmäenſchaar in ſeine Löwenhaut einpackt, um ſie fortzutragen, kommt uns doch faſt unwillkürlich die weitverbreitete und auch für Tirol belegte (ZZ. 127) Sage von der Rieſentochter in den Sinn, welche die Zwerglein in die Schürze nahm und auf das Schloſs trug.

Die von unſerer Volksſage verſtorbenen Uebelthätern auferlegten Strafen liefern ſo viele Berührungspunkte mit diesbezüglichen Anſchauungen bei Griechen und Römern**), daſs jeder Hauptzug belegt werden kann. Die Strafe des Siſyphos ſpiegelt ſich wieder in der

*) L. Friedländer a. a. O. S. 18; Mannhardt Wald- und Feldkulte II, 148.

**) Vgl. A. Dieterich Nekyia (Leipzig 1893) S. 75 ff. und über die Römer meine Abhandlung im Univerſitätsprogramm von Königsberg 1877 und in den philolog. Abhandlungen III (Innsbruck 1882) S. 61—76.

Erzählung vom Putz auf der Zirockalm, welcher jeden Stein, den er zu Thal rollt, wieder zur Höhe hinaufträgt (A. 182)*) und in der vom feurigen Hirten bei Ried, welcher einen Mühlstein in den Abgrund werfen und dann immer wieder heraufholen muſs (ZZ. 227)**); der Hirte, welcher frevelnd der armen Witwe einzige Kuh in den Abgrund stürzte, erleidet nach dem Tode dieſelbe Strafe, nur bildet die Kuh ſtatt des Steines ſeine Laſt (ZZ. 208; VS. 95; H. 34). Im Pitzthal war ein Holzarbeiter, der jedesmal beim „Holzſchießen“ heimlich einen Stamm auf die Seite ſchaffte; zur Strafe muſste er nach ſeinem Tode eine ſolche „Muſel“ jede Nacht auf den Berg hinaufwälzen; war er damit oben angelangt, ſo „ſchoſs“ der Stamm wieder in die Tiefe (mitgetheilt von Dr. L. v. Hörmann). — Wie dem Prometheus ein Adler, dem Tityos zwei Geier die ſtets wieder wachſende Leber abfreſſen, ſo nagen am verdammten Bauersmann, der im See am Krummbach bei der Gerlos liegt, fort und fort die „Pfrillen“, und was ſie ihm abfreſſen, wächst immer wieder nach (A. 323). — Der Piller Putz, den das nachlaufende Rad erreicht und zu lautem Jammer zwingt (A. 181; ZZ. 222), könnte an die Strafe des Ixion mahnen (vgl. auch den als walzenden Feuerklumpen ſich zeigenden

*) Die Sennerin auf der Brenner Alpe erzählte mir am 2. Aug. 1894 die Sage mit den Worten: „oft hört man den ganzen Tag Steine rumpeln und in der Nacht muſs ſie der Putz wieder hinauftragen“.

**) Vgl. auch L. Steub, Drei Sommer in Tirol (1. Aufl.) S. 63.

„Birchet Putz" bei Silz A. 156.). — „Klammmänner" müſſen im Waſſer ſtehen, wie Tantalos, wobei allerdings in unſeren Sagen die gleichzeitige Strafe des Durſtes nicht erwähnt iſt (A. 139); an den beſonders in älteren Variationen der Tantalosſage gerne begegnenden Stein, der über dem Haupte hängt*), erinnert der beim Nachtſpucke erſcheinende großmächtige Mühlſtein, der an einem Faden über dem Kopfe ſchwebt (VS. 33; oben S. 48).

Der Strafe der Danaiden ähnelt mehrfach die Beſchäftigung der unverheiratet verſtorbenen Mädchen, welche nach der Tiroler Sage auf's Sterzinger Moos verſetzt werden. Unter den vergeblichen Arbeiten derſelben (vgl. A. 350) begegnet auch das „Sieben großer Holzſcheiter" (Dr. L. v. Hörmann, Ins „Moos" fahren! in den Münchner Neueſten Nachrichten 1892 Nr. 90). „Wie das Leben der alten Jungfrau vom Volksglauben als ein unnützes, das ſeinen Zweck verfehlt hatte, betrachtet wurde, ſo dictiert er auch der abgeſchiedenen Seele noch eine Beſchäftigung zu, welche ebenſo unnütz iſt, wie das verlaſſene Daſein"**). Daſs der Volksglaube bei dieſer Beſtrafung urſprünglich nicht jene Jungfrauen im Auge hatte, welche unverſchuldet

*) Vgl. meine philolog. Abh. a. a. O. S. 64; A. Dieterich, Nekyia S. 76.

**) Vgl. Haberland, Globus XXXIV S. 205. — Ueber ματαιοπονία vgl. jetzt auch Roſsbach im rhein. Muſeum 48, 599. In der Sage bei M. 13 muſs der beſtrafte „Punggemann" in jeder Nacht eine Hütte bauen, die am Morgen wieder zuſammenfällt.

das τέλος γάμοιο nicht erreicht hatten, ſondern die hartherzig ſpröden, deutet noch ziemlich deutlich die Sage bei JZ. 580 an; eine durch eigene Schuld zur alten Jungfrau Vorgerückte erhält da von ihrem Gewiſſensrathe die Buße, ſich Nachts einſam und allein in die Kirche einſchließen zu laſſen, wo ſie um Mitternacht einen Zug geiſterhafter Geſtalten ſieht; in dieſer Erſcheinung — ſo wurde ihr am folgenden Morgen von ihrem Richter erklärt — ſah ſie nicht abgeſchiedene Seelen, ſondern vielmehr die Nachkommen bis in's vierte Glied, deren Stammmutter ſie hätte werden können. Unvollendet durch eigene Schuld war auch der Ehebund der Danaiden*). Das Sieb tritt übrigens in unſeren Sagen noch in anderen Kreiſen auf. Bei Schn. 200 gibt ein Folgareiter Weib der Frau Berta ſtatt der Eimer Siebe, welche dieſe wiederholt vergebens zu füllen ſucht und darauf erzürnt das Weib beſtraft; bei v. H. 5 gibt eine Frau der Bregoſtana den Erdäpfelkorb ſtatt des Eimers zum Waſſerſchöpfen. — Die mehrfachen Berührungen in Vorſtellungen über Einzelheiten der Geſpenſtererſcheinungen und ihrer Veranlaſſungen**) würden ein eigenes Kapitel erfordern.

---

*) Vgl. über die Danaiden jetzt die Auseinanderſetzung von E. Rohde, Pſyche (Freiburg und Leipzig 1894) S. 292; A. Dieterich, Nekyia S. 70; Preller-Robert, griech. Mythologie I, 824.

**) Vgl. E. Rohde a. a. O. S. 652. — Mit dem Lärm des Geiſterzuges bei JZ. 272 vgl. das von L. Friedländer, Sittengeſchichte Roms II⁵ (Leipzig 1881) S. 90 aus dem Altertum zuſammengeſtellte.

Beſonders gerne begegnen ſich da auch die Anſchauung von der übermenſchlichen Größe (ZZ. 278), die bis zum „Heuſchober" wächst (A. 152)*) und der Satz, daſs derjenige, welcher dem Geiſterleben zugeſehen hat, in Gefahr iſt, krank wird oder bald ſtirbt (H. 40; v. H. 14; ZZ. 144, 259, 270, 278; M. Meyer Schlernſagen [Innsbruck 1891] S. 22)**). — Wenn übermüthige Prahler zur Strafe von einem Geiſt geſchunden werden (ZZ. 236—37), ſo weiſt Derartiges auf die alte Marſyasſage. — Der bei uns in Berichten über Geiſtererſcheinungen häufig begegnende Zug, daſs vor der Erlöſung eine ſchwarze Geſtalt, nach derſelben eine weiße auftritt (A. 135; ZZ. 242), hat wenigſtens theilweiſe eine Analogie in der Erzählung bei Pauſanias VIII, 34, 3, daſs die Erinyen dem Oreſtes zuerſt ſchwarz, dann nach ſeiner Heilung weiß erſchienen. — Wenn M. 116 aus Tramin in Südtirol die Meinung berichtet, daſs die Verſtorbenen vom Mittag des Allerheiligenfeſtes bis zu derſelben Stunde des Allerſeelentages ganz frei auf der Erde umgehen dürfen, ſo erinnert dieſelbe einigermaßen an die römiſche Anſicht von den Tagen, an welchen die Schatten der Schweigenden ungehindert aus- und einfahren konnten***).

---

*) Vgl. jüngſt auch E. Rieß, Volksthümliches bei Artemidor, Rhein. Muſ. 1894 S. 179.

**) Vgl. E. Rohde Pſyche S. 171; der griech. Roman S. 387; E. Rieß bei Wiſſowa a. a. O. S. 93.

***) Preller-Jordan röm. Mythologie II, 68. — Die Sitte der Klagefrauen beim Begräbnis, welche den altrömiſchen praeficae entſprechen, hat Schn. 242 für das Teſiner Thal als noch

Schließen wir die kleine Skizze mit einem freundlicheren Bildchen. Die Beſchreibung der einſtigen ſchönen Zeit unter der Regierung St. Oswald's*), in der es weder Hunger gab noch Theuerung, weder Krieg noch Peſt, wo die Aecker wenigſtens noch ſo viel trugen, als heutzutage, und der Arme das Brot ſich nicht ſauer verdienen muſste, wo Friede und Recht an allen Orten herrſchten (JZ. 1), ruft uns faſt in jedem Zuge die Schilderungen der Alten vom goldenen Zeitalter in's Gedächtnis**).

Es iſt mit Recht betont worden, wie gerade durch ſolche Vergleiche es oft beſonders klar zutage trete, wie echt und ſtark der volksthümliche Kern der antiken Mythen und Legenden iſt***).

---

beſtehend nachgewieſen; ich fand dieſelbe ebenſo im Ferſinathale bei Trient, vgl. Tiroler Bote 1877 Nr. 248 und oben S. 32. — Ueber Totenklage bei den Griechen vgl. jetzt C. Sittl, die Gebärden der Griechen und Römer (Leipzig 1890) S. 66.

*) Ueber alte Spuren des „Jungbrunnens", der bei JZ. 1 auch mit der Oswaldlegende im Zuſammenhang erſcheint, vgl. E. Rohde, der griech. Roman S. 207.

**) Vgl. H. Graf, Ad aureae aetatis fabulam symbola (Leipzig 1885) und für Diesbezügliches bei röm. Dichtern mein Buch Ovid und ſein Verhältnis zu den Vorgängern I (Innsbruck 1869) S. 64 ff.

***) Vgl. Cr. im „Literar. Centralblatt" 1895 S. 1022.

Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen.

(1893.)

Daſs in Tirol im Mittelalter auf dem Gebiete der deutſchen Poeſie reiches Leben und freudiges Verſtändnis ſich entfaltet hatte, wurde in neuerer Zeit mit Recht wiederholt betont und durch Handſchriftenfunde mehr und mehr beſtätigt*); daſs aber auch die Dom- und Kloſterſchulen mit daran ſich ſchließenden Beſtrebungen in dieſem Lande nicht ſo ſehr zurückgeblieben waren, wie man manchmal annahm, vielmehr auch ſolche Thätigkeit, ſoweit man im Mittelalter damit ſich befaſste, wenigſtens der in manchen anderen Gebieten, namentlich des Deutſchen Reiches, üblichen ziemlich

*) Vgl. z. B. J. V. Zingerle in den Sitzungsberichten der kaiſerl. Akademie in Wien 1867 S. 607; A. Schönbach in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1889 S. 340; 1891 S. 209, wo die für german. Philologie intereſſanten Funde v. Hörmanns muſterhaft beſprochen ſind.

ebenbürtig war, hoffe ich auf Grund theils ſchon veröffentlichten Materials, theils neuer Funde*) bald näher nachweiſen zu können**). Um ſo weniger kann es Wunder nehmen, wenn der Völkerpaſs Tirol zur Zeit der Renaiſſance ſich bald recht kräftig merklich macht und bei näherer Forſchung uns Erſcheinungen bietet, die man kaum erwarten würde, doch, wenn ſie vorliegen, aus des Landes Lage doppelt leicht erklärt. Der Humanismus drang bekanntlich zunächſt durch die beiden in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf deutſchem Boden abgehaltenen Kirchenverſammlungen, zu Conſtanz (1414—18) und zu Baſel (1431—50), aus Italien auch in Deutſchland ein. Baſel aber, wo Enea Silvio de'Piccolomini, der nachmalige Papſt Pius II., ſich einfand, den man auch ſchon als den erſten Apoſtel des Humanismus in Deutſchland bezeichnet hat, war entſcheidender und bald ſchon beginnt es auch in Tirol ſich ſtark zu regen. Da herrſchte damals Erzherzog Sigmund, der Kunſt und Wiſſenſchaft eifrig pflegte, wie auch ſeine erſte Gemahlin Eleonore von Schottland ſelbſt der Dichtkunſt huldigte und den franzöſiſchen Roman „Pontus und Sidonia"

---

*) Aus neueſter Zeit kommen auch da Funde des Dir. L. v. Hörmann auf der Innsbrucker Univerſitätsbibliothek in Betracht; vgl. meine vorläufigen Mittheilungen in der kaiſerl. Wiener Zeitung 1889 S. 7, in der Gothaer philolog. Rundſchau 1890 S. 70 und in der Berliner philolog. Wochenſchrift 1891 S. 746.

**) Dies iſt indeſſen geſchehen in meiner Schrift „Dom- und Stiftſchulen Tirols im Mittelalter", Innsbruck 1896.

in's Deutſche übertrug*). Unter dieſem Gönner nun, den eben Enea Silvio de'Piccolomini auch zur Beſchützung der Gelehrten ermuntert hatte**), als er ſeinerſeits 1443 bei Bewerbung um die Pfarre Sarnthein ſich an den jungen Fürſten wandte***), treten auf unſerem Gebiete drei Männer in den Vordergrund, die wol Alles angebahnt, was nachher vor unſere Augen tritt, und den Grund gelegt auch zu dem für uns jetzt überraſchend hervortretenden Ereigniſſe, daſs bald Deutſchlands berühmte Humaniſten ſelbſt mit ſolchen Männern in Tirol im Verkehr ſich zeigen, die bisher entweder ganz verſchollen oder höchſtens noch nach ihrer Lebensſtellung zu beſtimmen waren. Die Namen jener drei anregenden Kräfte lauten: Biſchof Johann Hinderbach von Trient, Abt Caſpar Augsburger von Georgenberg bei Schwaz, Johann Fuchsmagen aus Hall; alle drei treten bezeichnend

---

*) Vgl. J. Egger, Geſchichte Tirols I, 668; Alf. Huber, Geſchichte Oeſterreichs III, 175, 309; D. Schönherr, Die Kunſtbeſtrebungen Erzherzogs Sigmund im Jahrbuch der kunſthiſt. Samml. des Allerhöchſten Kaiſerhauſes I, 182; K. Kirchlechner, Aus den Tagen Herzog Sigmunds und Kaiſer Maximilians (Progr. Linz 1884) 17.

**) Vgl. G. Voigt, Die Wiederherſtellung des claſſiſchen Alterthums oder das erſte Jahrhundert des Humanismus II², 281.

***) G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini I, 293. Ueber eine damals auf Wunſch des jungen Sigmund von Enea aufgeſetzte Briefſtilprobe vgl. ebendort I, 287. F. Zoller, Geſchichte der Stadt Innsbruck I, 144 erwähnt Enea geradezu als Lehrer Sigmunds.

dann auch als bevorzugte Räthe des Erzherzogs Sigmund hervor.

Schon manche Momente aus dem äußeren Leben dieſer Bannerträger weiſen auf Verbindungslinien, die im Grunde auf Baſel und Enea Silvio Piccolomini hinaufführen und ſchließlich für Tirol beim Beſchützer Sigmund zuſammenlaufen. „Im Jahre 1455 verließ Enea Silvio die Barbaren, da tauchen die Jünger aus ſeiner Schule hervor; faſt immer iſt der Zuſammenhang mit Italien nachweisbar.“ Dieſe Worte Voigts*) erwahren ſich für uns zunächſt auch an Hinderbach, der dann ſichtlich in erſter Linie Einfluſs auf die Entwicklung in Tirol ausübte.

Johann Hinderbach ſtammte aus Heſſen**) und wurde 1418***) in der Gegend von Rauſchenberg im Regierungsbezirk Kaſſel geboren. Die Annahme, daſs „de Rauſchenberg“ ſein Adelsprädicat bezeichne — er erhielt wirklich 1459 einen Adelsbrief — iſt aber irrig†). Die Humaniſten der damaligen Zeit nannten ihn ſichtlich einfach Hinderbach und Einer von denſelben be-

*) Wiederbelebung II², 293.

**) Vgl. J. Thaler, Der deutſche Antheil des Bisthums Trient I, 37; Krones in d. allgem. deutſchen Biogr. XII, 457.

***) Cod. 8206 der Wiener Hofbibliothek (Tab. cod. vol. V p. 224).

†) Dieſe nähere Notiz, ſowie die folgende über die Mutter, verdanke ich einer vorläufigen gütigen Mittheilung aus einer Specialſchrift von Dr. v. Hofmann-Wellenhof über Leben und Werke des Dr. Joh. Hinderbach, die im nächſten Bande der Zeitſchrift des Ferdinandeums in Innsbruck erſcheinen wird. (Vgl. jetzt Jahrg. 1893 S. 207.)

zeichnet ihn darum mit damals üblicher ſpielender Deutung des Namens als denjenigen, „dem nach Bezwingung der Inder einſt Bacchus den Namen ertheilte“ *). Seine Mutter war der Familie des berühmten Theologen Heinrich von Langenſtein verwandt und ſein Geſchlecht war, als er im Jahre 1434 zum Univerſitätsſtudium nach Wien kam, dort nicht unbekannt. 1439 wurde er ſchon Magiſter der artiſtiſchen Facultät und hielt auch Vorleſungen über lateiniſche Grammatik; er machte dann noch Studien in Padua und kam nach Wien zurück, als Enea Silvio dort beim Hofe Einfluſs hatte und ihn zu Würden empfehlen konnte**). Und Hinderbach, der zunächſt nun auch in Kaiſers Friedrich Dienſte trat, blieb ſtets in guten Beziehungen zu ſeinem Gönner Enea. So treffen wir ihn gerade im früher genannten Jahre 1455 als Begleiter des Enea in der vom Kaiſer Friedrich an Papſt Calixt III. abgeordneten Geſandtſchaft, die über Venedig nach Rom reiſte***), und 1459 hielt er, wieder der kaiſerlichen Geſandtſchaft beigegeben, vor dem neuen Papſte Pius II. die Rede, — der kein Anderer war als ſein früherer Chef, Enea Silvio ſelbſt †). Doch nicht nur ſolche aus dem reichen äußeren Wirken des Mannes herausgegriffene Daten zeugen von ſeiner engen Verknüpfung mit Enea, ſondern

*) Vgl. A. Zingerle, Beiträge zur Geſchichte der Philologie I, 135 (Cui rediens domitis nomen dat Bacchus ab Indis).

**) Krones a. a. O. Ueber die Lehrthätigkeit auch Bonelli, Monumenta ecclesiae Tridentinae 145.

***) Vgl. L. Paſtor, Geſchichte der Päpſte I, 511.

†) Voigt, Enea III, 38; Paſtor II, 38.

auch ebenſo bezeichnende Beweiſe der Hinneigung auf geiſtigem Gebiete. Auch als Geſchichtſchreiber war Hinderbach ein feuriger Verehrer und Nachahmer Eneas*); und als von der Erziehung Maximilians, des nachmaligen berühmten Kaiſers, die Rede war, verwies Hinderbach im Jahre 1466, nachdem er ſchon Biſchof von Trient geworden und Papſt Pius kurz zuvor geſtorben war, die Kaiſerin Leonora auf das Buch über Fürſtenerziehung, welches einſt Enea für den jungen Ladislaus von Ungarn geſchrieben hatte**).

1465 alſo erſcheint Hinderbach als erwählter Biſchof von Trient***). Es iſt leicht begreiflich, daſs ein ſolcher Mann in ſolcher Stellung nun auch zur wiſſenſchaftlichen Anregung in Tirol in anderer Weiſe geeignet war, als etwa ein Gregor Heimburg aus Schweinfurt, der allerdings einſt auch humaniſtiſch angehaucht war†), dann als Juriſt bei Erzherzog Sigmund in deſſen Streite mit Cuſanus eine Rolle geſpielt††), aber durch das bald erfolgte Aufgeben humaniſtiſcher Beſtrebungen und ſeine immer mehr zugeſpitzte Oppoſition gegen Enea als italieniſchen Huma-

*) Voigt, Wiederbelebung II², 293.

**) Voigt, Wiederbelebung II², 317.

***) Bonelli, Monum. 143; F. Sinnacher, Beiträge zur Geſch. der Kirche Brixen VI, 546; Egger, Geſch. Tirols I, 596; Thaler I, 37.

†) Voigt, Wiederbelebung II², 287; C. Burſian, Geſchichte der claſſ. Philologie in Deutſchland I, 94.

††) A. Jäger, der Streit des Cardinals Nicolaus v. Cuſa mit Herzog Sigmund I, 333 ff.; Egger, Geſch. Tirols I, 570; Huber, Geſch. Oeſterr. III, 182.

niſten und als Papſt*) natürlich auf ſolchem Gebiete keinen Einfluſs gewonnen hatte. Auch in Tirol waren die Anfänge des Humanismus noch ohne jede aggreſſive Tendenz gegen die Kirche**), ſie zeigten ſich zuerſt namentlich in Kreiſen der Geiſtlichkeit, und da war Biſchof Hinderbach, der ſtets mit Enea ſo befreundet geweſen und zugleich bei Sigmund, welcher ihn bald zu ſeinem Rath ernannte, in Gunſt ſtand, zur Weckung wie geſchaffen. Bald tritt denn auch ſein Einfluſs auf die geiſtigen Regungen in Tirol, namentlich in ſeiner nächſten Umgebung, deutlich hervor, und im bunten Gemiſche zeigen ſich da Italiener und Deutſche. So feiert Johann Tiberinus, den wir für einen Breſcianer halten müſſen***), aber in Trient bei Hinderbach treffen, in Gedichten den Landesfürſten Sigmund, den Biſchof Hinderbach, dann, wie dieſer ſelbſt†), den Martertod des hl. Knäbleins Simon von Trient; ein Joannes Jacobus a cruce de Mutina richtet 1484, zwei Jahre vor dem Tode Hinderbachs, ein Gedicht an den Trientner Domherrn und erzherzoglichen Vicekanzler Ulrich Kneußel††) und denſelben Joannes

*) Vgl. Voigt, Enea II, 349; Wiederbelebung II², 289; Burſian, Geſch. d. Phil. 95. Die ſonſtige Literatur über Heimburg bei Paſtor, Päpſte I, 254.

**) Vgl. im Allgemeinen Burſian a. a. O.

***) A. Zingerle, Beitr. I, LIV.

†) Gedichte des Hinderbach zu Ehren Simon's von Trient finden ſich auch im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck, Trientn. Arch. Capſa 69 Nr. 200—201 (freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Dr. O. Redlich).

††) A. Zingerle, Beitr. I, LIII u. 149.

Jacobus Mutinensis finden wir dann in Bekanntſchaft mit dem berühmten deutſchen Humaniſten und Begründer der Donaugeſellſchaft Conrad Celtis (Pickel)*), der ſich von ihm eine Beſchreibung des Nonsberges, wol für ſein großes nicht vollendetes Werk „Germania illustrata“ erbat**).

In einem Gedichte des früher genannten Johann Tiberinus fand ich bei Beſchreibung einer feierlichen Prozeſſion in Trient als Aſſiſtenten des Biſchofs Hinderbach einen Georg Nothaft erwähnt***); daſs derſelbe Trientner Domherr und nach damaliger Sitte zugleich auch Pfarrherr in Tiſens bei Meran war, ergaben Bonelli's Notizen†). Wer hätte aber erwartet, auch dieſen lange verſchollenen Mann wieder in Berührung mit einem der erſten deutſchen Humaniſten, mit dem edlen Rudolf Agricola zu finden? Und doch iſt dem ſo. Agricola erwähnt, wie K. Hartfelder entdeckte, in einem früher unedierten Schreiben an den Biſchof zu Worms und Curator der Univerſität Heidelberg Joh. v. Dalberg, das aus Trient vom 1. September 1485 datiert iſt, die freundliche Aufnahme, die er bei Canonicus Nothaft gefunden††). Auch unſerem

*) Ueber die Entſtehung des Namens Celtis vgl. ein gleichzeitiges und klares, Aſchbachs Anſicht (Die früheren Wanderjahre des C. Celtes 79) beſtätigendes Zeugnis in m. Beitr. I, 140.

**) Vgl. E. Klüpfel, De vita et scriptis C. Celtis II, 156 und A. Zingerle, Beitr. I, LIII, wo die Bemühungen des Celtis auch um eine Beſchreibung des Etſchthales excerpiert ſind.

***) A. Zingerle, Beitr. I, 136, 149.

†) Monum. 287.

††) K. Hartfelder, Unedierte Briefe von R. Agricola 33:

Nothaft waren die Fürſten des Hauſes Oeſterreich geneigt und verwendeten ſich für ihn, Kaiſer Friedrich ſogar direct beim Papſte*). Kein Wunder, daſs in dieſen Kreiſen mehr und mehr das Lob dieſer Fürſten erklingt, namentlich auch Sigmunds, „der zum Ruhme gereicht dem tiroliſchen Lande vor Allen, der die Freunde der Muſen gebührend zu ehren ſich anſchickt“ **). Bald werden deſſen Kriegserinnerungen beſungen, bald ſeine Straßenbauten, ganz beſonders gerne aber bot des Erzherzogs im Jahre 1484 mit Pracht gefeierte Vermählung mit ſeiner zweiten Gemahlin, Katharina von Sachſen***), für ſolche Dichtungen dankbaren Stoff. Dabei wird dann namentlich die junge ſchöne Herzogin als tüchtige Jägerin geprieſen und mit Diana verglichen, von welcher ſie ſich nur dadurch unterſcheide, daſs ſie

---

Dominus Georgius Nothaft summa qua potest comitate et benevolentia non solum prosequitur, sed cumulat nos. Vgl. A. Zingerle, Bote f. Tirol 1886 (19. Aug.), 1548.

*) In einer Urkunde 1469, Juni 2 (Graz) bittet Kaiſer Friedrich den Papſt, den vom Capitel in Trient zum Decan erwählten G. Nothaft vor den Angriffen eines Gegners (St. Approbin) zu ſchützen. Statthalterei-Archiv zu Innsbruck, Trientn. Arch. Capſ. 45 Nr. 27. — 1469, Novemb. 1 (Wiener-Neuſtadt) ſchreibt Kaiſer Friedrich an Biſchof Hinderbach, daſs er dem Papſte Vorſtellungen wegen der Trientiner Angelegenheiten gemacht habe und daſs der Papſt auf ſeinen Wunſch, im Domcapitel ſollen zwei Drittel Deutſche und ein Drittel Italiener ſein, die Dignitäten aber nur mit Deutſchen beſetzt werden, eingegangen ſei. Nothaft ſei zu ſchützen. Ebendort Trientn. Arch. Capſ. 35 B. (Mitth. des Directors Dr. M. Mayr.)

**) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 139.

***) Vgl. über dieſe Heirat J. Egger, Geſch. Tir. I, 605.

nicht mit Nymphen, ſondern an der Seite des edlen Fürſten durch die Wälder ſtreife. Juppiter ſelber, heißt es auch wieder, habe ſeiner Tochter Venus, der beſten Mädchenkennerin, den Auftrag gegeben, für den ruhmbedeckten, aber leider noch kinderloſen Herrn Tirols die ſchönſte Frau des Erdkreiſes zu ſuchen und Venus hätte dem Vater darauf gemeldet, in Sachſen ſei das ſchönſte und edelſte Mädchen gewachſen, „welches der Pallas Geiſt mit dem Weſen Dianens verbinde“*).

Daſs Biſchof Hinderbach mit ſeinem Kreiſe auch für Vermehrung der Bücherſchätze im Sinne der neu erwachenden Richtung ſorgte, kann heute noch mancher Beſtandtheil des Capitel-Archives in Trient beweiſen. Da treffen wir unter Anderem auch eine Schrift des berühmten italieniſchen Humaniſten Francesco Filelfo vertreten**), bei dem einſt Enea Silvio gehört hatte***), und bezeichnend ſehen wir in einer vom Abt Caſpar Augsburger für das Stift Georgenberg erworbenen Noniushandſchrift des 15. Jahrhunderts†) ſchließlich denſelben Filelfo in der Mittheilung einer Anſicht erwähnt. Wieder ein zwar kleiner, aber doch nicht unbedeutender Fingerzeig für die immer nähere

*) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 103; XXIX. Ueber die anderen Stoffe ebendort den Index.

**) Nr. 98. Filelfi oratio ad ducem Ferrariae cum epistola. Ueber die Vermehrung der Bibliothek vgl. auch Bonelli Monum. 157.

***) Vgl. Voigt, Enea I, 15; Wiederbelebung I², 354.

†) Bibl. IV, 177. Vgl. A. Zingerle, Philolog. Abhandl. III, 15 und Philolog. Rundſchau I, 1311; L. Müller in ſeiner Ausgabe des Nonius II, 267, 306.

Aufdeckung der anfangs angedeuteten Verbindungsfäden: Filelfo Lehrer des jungen Enea Silvio, Enea Freund des Hinderbach, Hinderbach im Verlaufe naher Bekannter des Abtes Caſpar Augsburger, Hinderbach und Augsburger unter dem Schutze des ſchon ſeit der Jugend mit Enea bekannten Landesfürſten Sigmund! Die beiden hochgeſtellten Tiroler Humaniſten bezogen ihre Handſchriften, die auch im Aeußeren mehrfach auf Abſtammung aus verwandten Fabriken zu weiſen ſcheinen, ſichtlich aus Kreiſen, welche Filelfo's Schule nahe ſtanden. Wahrſcheinlich brachten ſie ſolche ſelbſt von ihren italieniſchen Reiſen zurück.

Wir ſind ſo naturgemäß zu Abt Caſpar Augsburger übergeleitet. Die Vermuthung liegt nicht zu ferne, daſs dieſer intereſſante Mann, der unter den Prälaten von Georgenberg-Fiecht ſtets eine der hervorragendſten Stellen einnehmen wird, in ſeiner Jugend theilweiſe auch noch mit Enea in perſönliche Berührung gekommen ſein dürfte und daſs er wol etwa nicht ausſchließlich dem nachmaligen Freunde Hinderbach ſein überraſchendes Emporſteigen verdankte. Die erſte urkundliche Notiz, welche das Stift Fiecht von dieſem aus Freiburg ſtammenden Herrn aufbewahrt hat, iſt ein Geleitsbrief, den ihm der Straſsburger Biſchof Ruprecht, der im Jahre 1450 auch zum Jubiläum nach Rom gereiſt war*), zu Zabern am dritten Oſtertag 1457 als ſeinem Capellan ausgeſtellt hatte**). Er iſt darin

*) Vgl. Paſtor, Päpſte I, 336.

**) Fiecht. Arch. Fasc. Abt Caſpar Nr. 1.

als „der erſame geiſtliche unſer lieber andechtiger bruder Caſpar von Augenspurg S. B. ordens“ bezeichnet; denn er war 1456 aus dem Karthäuſer-Kloſter Johannesberg in die Benedictiner-Abtei Gottesthal bei Baſel übergetreten*). In einer Urkunde vom Jahre 1462 befreit ihn Enea als Papſt Pius II. von den Cenſuren wegen des Austrittes aus dem Karthäuſerorden**). In einem ebenfalls erhaltenen Schreiben des Jahres 1463 erhält er vom Benedictiner-Abte Guido von Gottesthal bei Baſel wegen Verwüſtung des Kloſters die Erlaubnis zur einſtweiligen Verlaſſung desſelben***). Im Jahre 1469 gibt ihm derſelbe Abt in einem Schreiben die vollſtändige Entlaſſung, in einem zweiten eine glänzende Empfehlung mit Betonung ſeiner mit Erlaubnis des Abtes in Italien gemachten vortrefflichen Studien†), die alſo in die Jahre 1463—69 fallen müſſen, und mit Berufung auf den Wunſch des Erzherzogs Sigmund, ſowie des Erzbiſchofes von Salzburg, ihn möglichſt in der Nähe und in ihrem Rathe zu haben††). Als Erzbiſchof von Salzburg finden wir

*) Vgl. [P. Pockſtaller] Chronik der Benedictiner Abtei Georgenberg, nun Fiecht 117.

**) Faſc. Abt Caſpar Nr. 2.

***) Ibid. 3. Chronik 117.

†) Faſc. Nr. 5 quantum in uniuersitatibus ytalie ex concessione nostra in omni et diuina et humana scientia tum morum grauitate uite honestate ac omni laudabili uirtute studueris. Vgl. Chronik 117.

††) Ibid.: quod tam pio desiderio reuer. pater archiep. Saltzburgen. ac illustr. dominus noster Sygismundus et corporis presenciam consiliisq.; suis te interesse cupiunt.

damals Bernhard von Rohr, der eben 1468 ſelbſt von einer Reiſe nach Rom zurückgekommen war*) und für welchen Furtmayr das großartige, jetzt in der Münchener Hofbibliothek befindliche Miſſale anfertigte**). Zugleich iſt dem Schreiben des Abtes Guido die Erlaubnis beigefügt, einen Ruf oder eine Wahl anzunehmen. Noch im Mai desſelben Jahres 1469 kam Caſpar Augsburger nach Innsbruck und ſchon am 15. desſelben Monats wurde er einſtimmig zum Abt von Georgenberg gewählt. Der Schluſs des ehrwürdigen Chroniſten von Fiecht, daſs hier zweifellos bedeutende Einflüſſe zuſammenwirkten***), iſt alſo gewiſs berechtigt. Baſel, Italien, Empfehlung bei Erzherzog Sigmund †) treten

*) Vgl. Zauner, Chronik von Salzburg III, 138.

**) Vgl. Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes I, 174.

***) Chronik 118.

†) Die vom Erzherzog dem Abt Caſpar bewieſene Hochſchätzung zeigt ſich dann auch fortwährend und der ſo Geehrte erwähnt dieſe beſondere Antheilnahme an ſeinem Geſchicke noch kurz vor ſeinem Tode in einem Schreiben an Sigmund d. d. Schwaz 1491 März 25, in welchem er über ſein Befinden und über eine Operation Bericht erſtattet. (Da der Erzherzog auch an ſeinem leiblichen Wolergehen ſolchen Antheil nehme, theile er ihm mit, daſs ein trefflicher Ritter und Doctor mit ausgezeichneten Zeugniſſen von Städten und Räthen nach Schwaz gekommen ſei, welchen er auf Zureden ſeiner Freunde zur Conſultation nach Georgenberg gebeten habe. Auf deſſen Verſprechen, er werde ihn ohne zu ſchneiden und ohne große Schmerzen vom Steine befreien, ſei er mit ihm nach Schwaz gegangen und habe ſich ſeiner Behandlung unterzogen. Nach Einſchmierungen am Rücken und Anwendung von Pflaſtern habe ihn derſelbe am anderen Morgen auf einen Tiſch gelegt

auch da ſichtlich hervor. Abt Caſpar ſcheint auch ſofort Rath Sigmunds geworden zu ſein, da der Fürſt noch in demſelben Jahre, als er den vom früheren Abte gekauften Achenſee an das Kloſter zurückſtellte, ausdrücklich bei dieſem Schritte auch die Rückſicht auf Abt Caſpar, ſeinen Rath, betonte*); und ſchon 1470 ſchickte er ihn als ſolchen an den Kurfürſten von Köln**). In demſelben Jahre treffen wir Caſpar auch im nachweisbaren Verkehr mit Biſchof Hinderbach, der ihm Reliquien des hl. Romedius ſandte***). Der Verkehr Beider blieb fortan ein reger. Im Jahre 1473 kam der Abt im Auftrage Sigmunds zu Hinderbach nach Trient, 1474 beſuchte Letzterer Caſpar in ſeinem Stifte†). Als Rath Sigmunds war der Abt ſtark beſchäftigt; er kam ſo auch in Verkehr mit dem Hofe in Mailand††), und in den Jahren 1479 und 1480 machte er, nun als Geſandter, Reiſen nach Rom†††). 1480 wendete ſich die im Jahre 1457 ge-

---

und den baumnuſsgroßen Stein entfernt, den er in 22 Stücke zerbrochen. Die Erleichterung würde er nicht um 1000 fl. vertauſchen.) Statth.-Archiv Innsbruck, Maxim. IX, 59 (Dir. M. Mayr).

*) Chronik 119, 310. Vgl. Lichnowsky, Urkunden zur Geſchichte des Hauſes Habsburg 1457—1477 Nr. 1391 u. 1395. K. Kirchlechner 25.

**) Chronik 120.

***) Ibid. 121; Sinnacher, Beitr. III, 147.

†) Chronik 124 f.

††) Ibid. 122, 123.

†††) Ibid. 128, 130.

ſtiftete Univerſität in Freiburg*) an den Abt von Georgenberg mit der Bitte, er möge ſeinen Einfluſs bei den Fürſten des Hauſes Oeſterreich zu Gunſten der Hochſchule verwenden**) — gewiſs ein deutlicher Beweis für das Anſehen, welches der Mann in ſeiner Stellung beim Fürſten und als Förderer der Wiſſenſchaften genoſs.

Dieſe Förderung zeigte ſich auch in ſeinem eigenen Stifte, namentlich in den Bemühungen für die Bibliothek. Im Verzeichniſſe der Aebte heißt es in dieſer Beziehung von ihm: „Er war ein wunderbarer Liebhaber gelehrter Leute, um die er gern war alle Tage ſeines Lebens, daher er beide Libereyen faſt gemehrt; darzue nit wenig Bücher mit eigener Hand geſchrieben, darinnen ſein hoher Verſtand trefflich ſich hat ſehen laſſen***). Und es ſind noch manche dieſer Codices trotz der Feuersbrünſte, die das Stift betroffen, in Fiecht erhalten und theilweiſe mit der wol eigenhändig von Caſpar beigefügten Notiz verſehen, daſs er die-

*) Vgl. über die Gründung dieſer Univerſität in den öſterreichiſchen Vorlanden J. Aſchbach, Geſchichte der Wiener Univerſität I, 237; H. Schreiber, Geſchichte der Univerſität Freiburg I. — Ueber Stiftungen Sigmunds für dieſelbe Lichnowsky, Urkunden Nr. 1327, 1338. — Ueber Späteres und das Verhältnis des Kaiſers Max zu derſelben H. Ulmann, Kaiſer Maximilian II, 735.

**) Chronik 131.

***) Sinnacher, Beitr. III, 148; Chronik 142. Der Schluſsſatz ſcheint auf Schriften, die er ſelbſt verfaſste, zu weiſen. Trotz mancher Nachfrage konnte ich von dieſen bisher noch Nichts entdecken.

ſelben angeſchafft; ſo eine Handſchrift der Scholien zum römiſchen Satiriker Perſius, die zwar nur aus dem 15. Jahrhundert ſtammt, aber ſichtlich getreue Abſchrift einer älteren iſt und über manche Einzelpunkte jener Scholienfrage etwas mehr Licht verbreitete*); ſo der ſchon gelegentlich erwähnte Noniuscodex mit der Schlußnotiz über Filelfo**); daneben Schriften der italieniſchen Humaniſten, des Mailänder Secretärs Pier Candido Decembrio (Petrus Candidus)***) und des Antonio de' Loschi (Antonius Luscus)†). Solche Beachtung, namentlich des Petrus Candidus, in Georgenberg könnte vielleicht auf die Beziehungen des Abtes zu Mailand weiſen; Caſpar trat in dieſelben zuerſt im Jahre 1471††), Decembrio ſtarb dort 1477†††). Aus Petrarca's Werken finden wir das Buch de vita solitaria vertreten*†); dieſe Schrift über das Leben in der Einſamkeit gefiel damals den Kloſter-

*) IV, 171; vgl. A. Zingerle, Zu den Perſius-Scholien (Sitzungsberichte der kaiſ. Akademie in Wien 97. Bd. [1880] S. 731 ff.)

**) IV, 177; vgl. oben S. 147.

***) Z. B. III, 132 Petri Candidi grammaticon lib.; vgl. über ihn Voigt, Wiederbelebung I, 515, 525 u. ö. Burckhardt-Geiger, Cultur der Renaiſſance in Italien II, 50.

†) Antonii Lusci Vicentini secretarii ill. ducis Mediol. Inquisitio artis in orat. Cicer. (Vgl. Voigt, Wiederbelebung I², 506). Die ſonſtige Literatur über Loschi zuſammengeſtellt bei Paſtor, Päpſte I, 133, 198.

††) Chronik 122.

†††) Voigt, Wiederbelebung I², 526.

*†) II, 63.

leuten überall ſehr*), für Georgenberg bildete ſie gewiſs eine doppelt paſſende Lectüre.

Faſt möchte man vermuthen, daſs dieſer die Wiſſenſchaften fördernde Abt auf die Anfänge des dritten und jüngſten Hauptvertreters der Tiroler Kreiſe, Johann Fuchsmagen, nicht ganz ohne Einfluſs geblieben ſei. Im Mai 1469 war, wie wir geſehen, der geborne Freiburger Caſpar Augsburger unter ſichtlichem Einfluſs des Erzherzogs Sigmund zum Abte von Georgenberg gewählt worden und im October desſelben Jahres treffen wir dann Joh. Fuchsmagen, den Sohn des ebenfalls von Sigmund begünſtigten Bürgers Sigmund Fuchsmagen aus dem nahen Hall, als Studenten an der 1457 gegründeten Univerſität Freiburg**). Derſelbe machte dort philoſophiſche und juriſtiſche Studien, erhielt das artiſtiſche Magiſterium und den juridiſchen Doctorgrad, ja hielt dann auch an jener Hochſchule Vorleſungen. Aber im Jahre 1481 gab er ſeine dortige Laufbahn auf und wir finden ihn plötzlich am Hofe Sigmunds in Innsbruck, der ihn 1482 zum Secretär ernannte. Aber ſchon 1484, eben zu der Zeit, als der Erzherzog zum zweiten Mal ſich

*) Voigt, Wiederbelebung I², 111.

**) Vgl. Aſchbach, Wiener Univerſität II, 73, wo genau der 25. Oct. als Tag der Immatriculation angegeben iſt; Kaltenbaeck, Die gelehrte Donaugeſellſchaft in der öſterr. Zeitſchr. für Geſchichts- und Staatskunde III, 74; S. Ruf, Dr. Joh. Fuchsmagen in der Zeitſchrift des Ferdinandeums in Innsbruck XXI (1877), 95 ff.

verehelichte, wurde er Rath*), somit in diesem Amte Collega des Bischofs Hinderbach und des Abtes Caspar. Blieb er auch nicht lange in dieser Stellung, da er schon im im Jahre 1485 in die Dienste des Kaisers Friedrich III. trat**), der ihn damals am Hofe Sigmunds kennen lernte, so ist es doch gewiss interessant, dass dieser Mann, welcher dann einen solchen Einfluss gewann und später als Rath des Kaisers Maximilian bei den Universitätsreformen in humanistischer Richtung und bei Berufungen von auswärtigen Gelehrten an die Wiener Hochschule eine so bedeutende Rolle spielte***), auch aus den Tiroler Kreisen hervorgieng und denselben treu blieb, da er seine Ferien immer so gerne wieder in seinem Heimatlande verlebte. Von seinen Faschingsfreuden in der damals so fröhlichen Vaterstadt Hall geben die Raitbücher derselben noch Kunde†). In dem nunmehrigen ausgedehnten Wirkungskreise kam er dann bald auch mit berühmten deutschen Humanisten in Berührung, wie mit Johann Reuchlin, den er 1493 in Linz persönlich kennen lernte††), und mit Conrad

*) Ruf 96; Huber, Gesch. Oesterr. III, 309.

**) Ruf 97.

***) Aschbach, Wiener Universität II, 74; Ruf 105. Vgl. auch K. Hartfelder in dem Jahresber. für class. Alterthumswissenschaft LXXIII (1893), 181.

†) Vgl. Ruf 96, 100, 110.

††) L. Geiger, Joh. Reuchlin 38. Die Begegnung erfolgte bei den Leichenfeierlichkeiten für Kaiser Friedrich. Aus dieser Zeit stammt ein im Innsbrucker Codex 664 erhaltenes Gedicht Reuchlins auf den Tod des Kaisers. Zuerst mitgetheilt von A. Zingerle, Beitr. I, 116, wieder abgedruckt bei H. Holstein,

Celtis, dem Reiſeprediger des Humanismus, auf deſſen Berufung nach Wien im Jahre 1497 eben Fuchsmagen auch weſentlich einwirkte*). Die früher kurz berührten Beziehungen des Celtis zu Tiroler Kreiſen**) dürften darum im Grunde wol auch von ihm angebahnt worden ſein.

Wenn Fuchsmagen ſelbſt dann auch mit C. Peutinger in Verkehr trat und demſelben Inſchriften ſchickte (vgl. Mommſen im Corpus I. L. III p. 479), ſo wird dabei theilweiſe wahrſcheinlich auch die Bekanntſchaft mit Celtis eingewirkt haben. Für Mommſen's Auseinanderſetzung am genannten Orte könnte vielleicht auch die Notiz über W. Lazius bei Kaltenbaeck S. 74 (= Ruf S. 108) und das Gedicht des Aug. Tifernus an Fuchsmagen (vgl. A. Zingerle Beitr. S. XXXV) nicht ganz ohne Intereſſe ſein. Obwol das Weitere über Fuchsmagen eigentlich ſchon über den Rahmen unſerer Skizze hinausreicht, ſei doch für eine künftige, gewiſs wünſchenswerte Ergänzung der Ruf'ſchen Monographie über jenen Mann noch bemerkt, daſs wir aus dem Innsbrucker Codex 664 u. a. auch Fuchsmagen's Auszeichnung durch Papſt Innocenz VIII. und ſeine Gegenwart in Frankfurt bei der Wahl des Königs Maximilian erfahren (vgl. Beitr. S. XVI, 52, 114).

Obwol er infolge ſolcher Bekanntſchaften nun einer einſeitigen Bevorzugung italieniſcher Humaniſten ent-

---

Reuchlins Gedichte in Zeitſchr. für vergl. Literaturgeſchichte III (1890), S. 130.

*) Aſchbach, Wiener Univerſität II, 73; Ruf 105.

**) Vgl. oben S. 145.

gegenwirkte und auf Deutſche hinwies*), gewann er doch den Ruf eines allgemeinen Beſchützers der Gelehrten aller Nationen, ſo daſs er als Maecenas, dem ſämmtliche Dichter gefallen möchten, ja als der Schutzgott Aller, der Deutſchen wie der Auswärtigen, gefeiert wurde. In begeiſterter Weiſe haben dies der Deutſche Johann Spießheimer aus Franken, in Gelehrtenkreiſen Cuſpinianus genannt, der unter den Humaniſten in Wien neben Celtis der berühmteſte wurde, und der Siebenbürger Jacobus Piſo zum Ausdruck gebracht**); aber auch die ganze Gedichtſammlung, die ein Innsbrucker Codex aus dem Nachlaſſe Fuchsmagens bewahrt hat, bildet ein lebendes Zeugnis für ſolche weite Beziehungen. Freilich fehlt es dazwiſchen auch nicht an poetiſchen Bettelbriefen, wie ein ſolcher ſelbſt von Celtis, „Deutſchlands erſtem Dichter“, wie er ſtolz dabei ſich ſelber nennt, dort ſich findet***). Nicht unintereſſant iſt es, wie der ſtolze Humaniſt in dieſen Verſen doch noch die Fabel vom Dichter Vergil als Stallknecht des Kaiſers Auguſtus gelegentlich aufwärmt†). Der ſonſt beſonders als Grammatiker††) genannte

*) Aſchbach a. a. O. II, 55.

**) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 119, 139.

***) Ibid. 117 (v. 11 „Ast ego, Germano qui primus in orbe poeta“).

†) Vgl. über die Sage D. Comparetti, Vergil im Mittelalter (überſ. v. Dütſchke) 301.

††) Vgl. Fr. A. Eckſtein, Lateiniſcher Unterricht in Schmid's Encyclopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens IV², 42, 43.

Venetianer Francesco Negri (Niger), der mit Fuchsmagen ſichtlich ſchon unter Sigmund's Regierung in Verkehr gekommen und des Erzherzogs zweite Hochzeit auch beſungen hatte*), dann der Trieſtiner Patrizier Petrus Bonomus, der ſpäter unter Kaiſer Maximilian Biſchof in ſeiner Vaterſtadt wurde**), erbitten auch in eleganten Verſen des gefeierten Rathes Schutz***). Der Friauler Paulus Amaltheus verſpricht „dem berühmten Berather des Caeſar", falls Maecenas er ihm werden wolle, ſeinerſeits Verherrlichung ſeiner Thaten und ſeiner Familie, dabei auch gern im Geſang zu erklären, warum mit dem Namen des Fuchſes bezeichnet er werde†). Dieſer fahrende Dichter aus Friaul kam wirklich nach Wien, wo er kurze Zeit gegen einen Jahresgehalt von 50 rhein. Gulden Vorleſungen über Poetik und Rhetorik hielt††). Die auch in dieſen an Fuchsmagen gerichteten Dichtungen öfter begegnenden Verſprechungen eines unvergänglichen Ruhmes infolge dichteriſcher Verherrlichung übernahmen beſonders die italieniſchen Humaniſten frühe aus der römiſchen Poeſie, und Janitſchek bemerkt darüber treffend: „Der Humaniſt nahm für ſich die Ehre in Anſpruch, ewige Dauer des

*) A. Zingerle, Beitr. I, XLIX ff.

**) Aſchbach, Wiener Univerſität II, 432.

***) A. Zingerle a. a. O. 89, 72.

†) Ibid. I, 1. Der wahre Urſprung des Namens war dieſen Humaniſten eben, wie leicht erklärlich, unbekannt. Sonſt latiniſieren ſie ihn als Fuchsmagus, Fuchsmagonus, Fusemannus, Fuxmanius.

††) Aſchbach, Wiener Univerſität II, 50.

Namens oder ewiges Vergeſſen desſelben nach Gutdünken verleihen zu können“ *). Fuchsmagen ſelbſt ſcheint, obſchon ſonſt auch ſchriftſtelleriſch thätig **), zu poetiſchen Verſuchen infolge ſeiner vielen Geſchäfte, vielleicht auch durch die vielen Geſchenke dieſer Art geſättigt, wenig Zeit gefunden zu haben. Was von ihm in dieſer Beziehung zu finden iſt, könnte darauf hindeuten, daſs er von den ſogenannten jüngeren Humaniſten, deren Reihe in Deutſchland ja ſeit Reuchlin und Celtis begann ***), und von manchen Italienern die Neigung zu Spott und Witz ſich einigermaßen angeeignet hatte. Auch ſein Freund Florian Waldauf, ein geborener Puſterthaler, der ob ſeiner Verdienſte in den Niederlanden geadelt worden war und dann wiederholt Fuchsmagen auf ſeinem Schloſſe Rettenberg bei Kolſaſs bewirthete †), muſste ſolche Scherze ſich gefallen laſſen. Da Waldauf neben Reliquien, von denen die ehrwürdige Pfarrkirche in Hall gar manche aufbewahrt, auch gerne Raritäten ſammelte, ſchickte ihm Fuchsmagen einmal eine große, wahrſcheinlich geräucherte, Zunge mit einem im Innsbrucker Codex noch erhaltenen Gedichte des Inhaltes: Nachdem der berühmte Drache in Wilten vom Rieſen Haimo getödtet und deſſen herausgeſchnittene Zunge den Innsbruckern geſchenkt worden, ſei der Vater jenes Drachenungeheuers, erſchreckt ob des Schickſals

*) H. Janitſchek, Die Geſellſchaft der Renaiſſance in Italien 86.

**) Vgl. Kaltenbaeck a. a. O. 74; Ruf 107.

***) Vgl. Burſian, Geſch. der Phil. 119.

†) Ruf 99, 110, 113.

des Jungen, eilig nach Ungarn geflohen; die Zunge dieſes Alten nun, eine noch größere Seltenheit, ſende Fuchsmagen hiemit Waldauf, ſeinem Freunde*). Das ſcherzhafte Gedichtlein kann ſich formell zwar nicht mit jenen der Italiener, ſo ziemlich aber mit denen des Celtis und Reuchlin vergleichen. Im zweiten Theile der Innsbrucker Handſchrift, der eben dieſe Verſe Fuchsmagens enthält, und gegenüber dem ſchöner geſchriebenen erſten, ich möchte ſagen, officiellen Abſchnitte überhaupt mehr den familiären Charakter einer leicht hingeworfenen Sammlung zeigt, begegnen wir auch Gedichten an Blaſius Hölzl, welcher dann 1511 Pfleger auf dem durch die einſtige Gefangenſchaft des Dichters Oswald von Wolkenſtein ſo bekannten Schloſſe Vellenberg bei Innsbruck wurde und ein heute noch in der nahen Kirche von Völs erhaltenes großes Bronce-Crucifix ſtiftete**). Auch gegenüber Hölzl blickt Scherzhaftes durch, das vielleicht ebenfalls auf Fuchsmagen zurückgehen könnte; es wird da unter Anderem ſein Lieblingshund Turcus beſungen — alſo der erſte

*) A. Zingerle, Beitr. I, XXXIV. Ueber die Gründungsſage des Stiftes Wilten und die Drachenzunge vgl. J. J. Staffler Das deutſche Tirol I, 494; G. Tinkhauſer, Beſchreibung der Diöceſe Brixen II, 252, an welcher letzteren Stelle berichtet wird, daſs gerade zur Zeit des Erzherzogs Sigmund jene Zunge in Silber gefaſst wurde, und jetzt beſonders die ſchöne Abhandlung von Joſ. Seemüller in der Zeitſchrift des Ferdinandeums 1895 S. 3 ff. — Ueber andere Scherze Fuchsmagens vgl. Ruf 118.

**) Staffler, Tirol I, 531, 541; Tinkhauſer, Beſchreibung d. D. Br. II, 280.

nachweisbare, der den Namen „Türkl“ trug, — und dazu bemerkt, „unter den Hunden rage der Türkl hervor, wie sein Herr in nobler Gesellschaft“*).

Haben wir so die allmähliche Ausbreitung humanistischer Bestrebungen in den Tiroler Kreisen Sigmunds, aus denen als der jüngste Hauptförderer auch der dann freilich viel weiter reichende und weitere Kreise ziehende Rath Fuchsmagen hervorgegangen war, in einem übersichtlichen Bilde vor Augen gestellt, so kann man sich wol denken, dass derartiges auch auf die Stadtschulen nicht ganz ohne Einfluss bleiben konnte. Dass z. B. die Schule der alten Landeshauptstadt Meran, die in ihrer mit Beihilfe des Hofrathes v. Schönherr pietätvoll renovierten fürstlichen Burg noch heute so manche Andenken an Erzherzog Sigmund wahrt**), zu jener Zeit in hohem Ansehen stand, geht aus einem im Jahre 1495 vom Bürgermeister und löblichen Rathe der Stadt an König Maximilian gerichteten Schreiben hervor, welches besagt, dass Edle und Unedle aus der Stadt und Umgebung, aus anderen Städten und Gegenden ihre Söhne nach Meran in die lateinische Schule schickten***).

---

*) A. Zingerle, Beitr. I, XXXV. Die Entstehung des Hundenamens erklärt sich aus den damaligen Verhältnissen; die gefährlichen Türken mit ihren Raub- und Eroberungszügen werden in den vorhergehenden ernsten Gedichten öfter erwähnt.

**) Vgl. D. v. Schönherr, Die alte landesfürstliche Burg in Meran (Meran 1875).

***) Arch. Meran Nr. 1, Schulsachen. Nach einer freundlichen Mittheilung des Stadtschulrathes Al. Menghin, von

Schauen wir auf Alles zurück, was auf dieſen Gebieten unter dem ſichtlichen Schutze Sigmunds in Tirol ſich entwickelte und die nachfolgenden Beſtrebungen des Kaiſers Maximilian, in deſſen Bildung der Anhauch des Alterthums wiederholt hervorgehoben wurde*), weſentlich vorbereitete, ſo werden wir das begeiſterte Lob begreiflich finden, das Tiberinus, des Biſchofs Hinderbach Freund, in die Worte ausklingen ließ:**)

Donec sol primo surget contrarius orbi
Lunaque mutatis dum menstrua cornibus ibit
Et dum lenta trahunt septem sua plaustra triones,
Virtutes laudesque tuae per saecula uiuent.

---

welchem ſeitdem eine intereſſante Studie über die latein. Schule in Meran veröffentlicht wurde (Meran 1894).

*) Voigt, Wiederbelebung II², 317; Burſian, Geſch. der Phil. 169; Huber, Geſch. Oeſterr. III, 323; Ulmann, Kaiſer Maximilian II, 734.

**) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 139.

493

Institut für Deutsche Philologie • Universität Innsbruck •